Hermann Kümmel

Erinnerungen an Benterode

Heimatpflege Benterode

Hermann Kümmel · Erinnerungen an Benterode

Ortsheimatpflege Benterode
34355 Staufenberg · Ortsteil Benterode
heimatpflege@benterode.de

Nachdruck oder sonstige Vervielfältigung,
auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher
Genehmigung des Herausgebers.
Eine kommerzielle Nutzung ist nicht gestattet.

Hermann Kümmel

Erinnerungen an Benterode

etwa von 1880 bis 1885

Hermann Kümmel (*8. Mai 1870, †28. Oktober 1939) war der Enkel von Friedrich Christoph Kümmel (*28. August 1810, †14. Januar 1883), der von 1863 bis 1883 Lehrer in Benterode war. Seine "Erinnerungen an Benterode" hat Hermann Kümmel etwa um 1915 in Osterode am Harz niedergeschrieben.

Inhaltsverzeichnis

Mein Heimatdorf Benterode 1
Kirmes in Benterode 11
Sichelnstein im Obergericht 22
Jugendfreundschaft 33
Vom Burchardsvetter 48
Schlachtefest in Benterode 56
Benteröder Holzreise 62
Abgaben der Gemeinde ans Schulhaus 66

Mein Heimatdorf Benterode

Mein seliger Großvater, der Lehrer Friedrich Christoph Kümmel in Benterode, Kreis Münden, ließ seine Schulbuben, zu denen auch ich gehörte, neben vielen anderen öfter ein kleines Lied singen, dessen einzelne Strophen glühende Liebe zur heimatlichen Scholle atmeten. Ich entsinne mich leider nur noch der ersten. Sie hieß: „Ich lieb das schöne Örtchen, wo ich geboren bin, hier blüht mein junges Leben von Liebe rings umgeben in immer heiterm Sinn“.

Viel tausendmal sind mir und meinem lieben Freunde Karl Rippel diese Verse von den Lippen geklungen, wenn wir am Kasseler Berge vor unserem Heimatdörflein sitzend, über dieses hinwegschauten oder vom Steinacker aus, einem freundlichen Buchenwäldchen, vor dem benachbarten Sichelnstein gelegen, unsere Blicke über dasselbe schweifen ließen und uns seiner freuten.

Es zieht sich lang in einem grünen Wiesentale hin, das von einem silberhellen, plätschernden Wässerlein, dem Wellebach, durchflossen wird. Der Geschichtsschreiber kann gar nichts vieles von ihm erzählen, denn es hat im Dreißigjährigen- und auch im Siebenjährigen Kriege alle Kriegsnöte durchgekostet: Schlachtengetümmel, Mord, Raub, Plünderung, hohe, fast unerschwingliche Kontributionen, ansteckende Krankheiten und teure Zeiten. Die Pest wütete z.B. in dem letzten Jahrzehnt des erstgenannten Krieges dermaßen in den Reihen seiner Einwohner, daß das Dorf in der Zeit des Friedensschlusses um 1648 fast als ausgestorben galt.

Der Geograph hat es jahrhundertelang totgeschwiegen. Zu meiner Schulzeit war es meines Wissens noch auf keiner bekannten Landkarte zu finden. Selbst auf der heimatkundlichen Karte der Provinz Hannover von Halle, älteste Auflage seligen Angedenkens, war es zum größten Schmerze aller Schulbuben in Benterode nicht verzeichnet. Doch befand sich auf dem in der Schulstube dauernd

aushängenden Exemplar dieser Karte südlich vom Zusammenfluß der Werra und Fulda ein erbsengroßer, schwarzer Fleck, der des Dörfleins Lage andeutete. Dieser Fleck verdankte meinem seligen Großvater sein Entstehen. Ihn, den Herrn Schullehrer, quälten und bestürmten wir Jungen so lange, bis er unsern Wunsch, die Heimat auf dem papiernen Vaterlande verzeichnet zu sehen, erfüllte und mit einem Pinsel und schwarzer Tinte ihre Lage auf dem sonst wie ein Heiligtum gehüteten Lehrmittel fixierte. Damit hatten wir einen großen Vorteil errungen, denn fortan war das Dörflein in der Geographiestunde leicht und sicher zu finden, und zwar auch von denen, für die die Geographiestunde die unangenehmste Lektion des Stundenplans war. Der Umstand nun, daß der Geograph den Ort vollständig außer acht ließ, hatte zur Folge, daß die „Welt“ das Dörflein nicht kannte. Nur die nähere Umgebung und die Steuer- und Militärbehörden wußten um seine Existenz. Weltfern und weltentrückt liegt es noch heute in dem sonst noch nicht erschlossenen „Obergerichte“. Nie klang das Posthorn auf der an ihm vorbeilaufenden Landstraße. Das Dampfroß, das schnaubend in stundenweiter Entfernung von ihm seinen eisernen Schienenweg entlangbraust, war in meiner Jugendzeit für seine biederen Bewohner ein so unbekanntes Etwas, daß manchen von ihnen Zeit seines Lebens die allergrößte Neugier nicht vermocht hat, gegen Erstehen eines „Dampfzettels“ einmal eine Reise in einem von dem rauchenden und fauchenden Ungetüm, der Lokomotive, gezogenen Wagen zu unternehmen.

Benterodes landschaftliche Umgebung ist dank dem vorhandenen ständigen Wechsel von Tal und Höhen sehr interessant, wenn man sie nicht gar als schön bezeichnen dürfte. Dazu kommt der wohltuende Eindruck, den das Dörflein als solches auf den Beschauer macht. Der schöne Frühling umrahmt seine weißgetünchten, aus Fachwerk gebauten Häuser mit ihren roten Ziegeldächern gar anmutig mit einem Kranze blühender Obstbäume. Der heiße Sommer

versteckt es stets in goldenen Roggen- und Weizenfeldern. Im Herbste grüßen den Wanderer die mit rotbackigen Äpfeln und Birnen beladenen Zweige der Bäume in den Gärten und an den Straßen. Auch der Winter verleiht ihm seine Reize. Doch schloß er es zu meiner Zeit für die Dauer seiner unbestrittenen Herrschaft von allem und jedem Verkehr mit der Außenwelt ab. Im Dezember, im Januar und Februar versperrten dem Wanderer beim Bruchhof und beim Heiligenstein oberhalb Uschlag gewaltige Schneewehen, aufgetürmt vom scharfen Nordost, den Weg nach Benterode. Keine Menschenseele aus dem Dörflein verließ um die Zeit die „Heimat“, ausgenommen für den Fall, daß man vom Königlichen Amtsgericht in Münden zu einem Termin geladen war oder infolge eines eingetretenen Unglücks- oder Krankheitsfalles gezwungen wurde, von ebendort her den Herrn Doktor zu holen. Auch nach anhaltendem Regenwetter im Herbst oder zur Zeit der Schneeschmelze im Frühjahr konnte man Benterode nicht ohne Schwierigkeiten erreichen; denn bei solchem Wetter waren die Wege, die zu ihm führten, grundlos, kaum passierbar mit langschäftigen Stiefeln, die, wenn auch noch so wasserdicht gearbeitet, bei dem steten Patschen in unzähligen Pfützen der Versuchung, wässerig zu werden, nicht widerstanden, sondern durchschlugen, nasse Füße und nachfolgend Zahnweh oder Ohrenreißen brachten. Auch die Einwohner Benterodes traten in solchen Tagen den sprichwörtlichen „Schmand“ auf ihren Gemeindewegen nicht, sondern blieben hübsch in ihren vier Pfählen.

Doch ich will die Weltabgeschlossenheit des Dörfleins zur Winterzeit nicht übertreiben. Es hatte auch bei Eis und Schnee und bei Sturm und Regen eine gewisse Fühlung mit der Außenwelt, wenngleich es um dieselbe manchmal schwach bestellt war. Die Person, welche diese Fühlung vermittelte, war der Postbote aus Nienhagen, der seiner leiblichen Kürze wegen in ganz Benterode der „kleine N.“ genannt wurde. In die einsame Stille des Tages, die nur von

dem Geschrei der Gänse und dem Gegacker der Hühner unterbrochen wurde, brachte er den Lärm und das Getriebe der geschäftigen Welt, die Verhandlungen vom Reichs- und Landtage, das Gezänk von Potentaten und Diplomaten, dazu mancherlei Kunde von Unglücksfällen, schaurigen Mordtaten und anderes mehr, soweit die Mündenschen Nachrichten oder das Mündener Tageblatt, die er in Benterode jeden Morgen bestellte und die hier vom Herrn Schullehrer und auch vom Herrn Bauermeister und zwar bei letzterem von Amts wegen gelesen wurden, sich mit solchen Neuigkeiten befaßten. Auf Grund seiner amtlichen Dienstverhältnisse machte der Kleine auf den Titel „Briefträger“ Anspruch, doch war er das in des Wortes Bedeutung eigentlich nicht. Außer den Söhnen des Dorfes, die beim Militär dienten - es waren ihrer nur wenige - oder der „Maichen“, die in Kassel oder Münden einen Dienst angenommen hatten, schrieb niemand nach Benterode, es sei denn, daß ein Mahnbrief eines ungeduldigen Gläubigers an einen säumigen Schuldner sich nach dort verirrte oder daß der Herr Landrat dem Herrn Bauermeister oder der Herr Pastor dem Herrn Schullehrer etwas Wichtiges dringend und eilend mitzuteilen hatten. Doch kam das bei den beiden letztgenannten Herren kaum vor, denn sie sprachen sich allsonntäglich vor und nach dem Gottesdienste gründlich über das Laufende aus. Weit mehr als Briefe mußte aber der Postbote leere Kisten in Benterode bestellen, die einige Tage später dann wieder von den Eltern an die beim Militär stehenden Söhne oder die in der fremde dienenden Töchter zurückgeschickt wurden, angefüllt mit nußbraun geräucherten (Schinken) Würsten, rotwangigen Äpfeln, frisch gebackenen Eisenkuchen, Eiern, Butter, Schmalz und anderen guten Dingen. Das waren keine geringen Leistungen, die da von ihm verlangt wurden. Pustend und keuchend unter seiner Last ist er gar manchesmal in seinem Leben den Berg hinaufgestampft. Der saure Schweiß, den er dabei auf Schritt und Tritt vergoß und mit seinem großgeblümten roten

Taschentuch trocknete, wurde ihm reich versüßt durch die halbe Mark, die er als Botenlohn für die Besorgung einer Kiste zur Agentur zu beanspruchen hatte.

War das Wetter einmal zu schlecht, so kargte der kleine, nicht sehr für den Fortschritt begeisterte Mann mit seinen Besuchen, blieb hübsch daheim hinterm warmen Ofen und ließ Briefe und Zeitungen unbesorgt in seinem Ränzel ruhen. Etwaige Vorwürfe, die ihm mein seliger Großvater wegen dieser Art der Dienstführung machte, entkräftete er immer mit der Versicherung, daß noch alles in der Zeitung neu sei, er noch nichts herausgelesen habe und die Welt noch fest in ihren Fugen stände. Der Umstand, daß man damals noch in der guten alten Zeit lebte und die Leute noch milder und versöhnlicher über kleine menschliche Schwächen dachten als heute, bewirkte es wohl, daß wenigstens von Benterode aus niemals Beschwerden über diese Diensthabung beim Postverwalter einliefen. Infolgedessen blieb ihm mancher Nasenstüber seines Vorgesetzten erspart. Er hatte mancherlei Sorgen zu tragen, denn das Gehalt war sehr gering. Wenn man es durch die Anzahl der Köpfe seiner nicht kleinen Familie dividierte, so entfielen auf den einzelnen Sümmchen, die das sparsamste Haushaltertalent, das mit ihnen wirtschaften sollte, in bange Verzweiflung versetzen mußten. Um nun sein Einkommen zu vergrößern, trieb er neben seinem Botendienst noch einen kleinen Handel mit mancherlei Leinensachen, z.B. Hand- und Tischtüchern, Drillen und Bettzeug. Diese Stoffe schleppte er in einem grünen Zwillichsack mit auf die Wanderung und war mit ihnen in vielen Bauernhäusern ein gern gesehener Gast. Leider verschloß eines Tages der grimmig gewordene Posthalter seinem Untergebenen diese Einahmequelle, indem er ihm den Handel bei Dienstentlassung verbot.

Wöchentlich zweimal im Winter stellte auch die Botenfrau eine Verbindung Benterodes mit der Außenwelt her, indem sie, selbst

bei Sturm und Regen, nach dem 2 Stunden entfernten Münden Botengänge unternahm. Von hier besorgte sie für „leckere Mäuler“ zum Sonntag frisches Fleisch und für die Hausfrauen mannigfache andere Bedarfsartikel für den Haushalt, z.B. Kaffee, Zichorien, Reis, Nudeln und dergleichen mehr. Auf dem Heimwege nach Münden war ihre Kiepe mit Butter und Eiern angefüllt. Mit diesen beiden Produkten trieben die Benteröder Frauen durch die Hand der Botenfrau einen lebhaften Handel mit Münden, damit man den Stadtleuten nicht das schöne bare Geld zu bringen brauchte.

Der nicht unbedeutenden Einkäufe wegen, die die Botenfrau bei ihrem Kaufmann in der Stadt machte, war sie der Gegenstand liebenswürdigster Zuvorkommenheit desselben. Bei ihm erhielt sie nach dem anstrengenden zweistündigen Marsche über das „Hühnerfeld“ und den „Rinderstall“ eine Tasse Kaffee spendiert, im Winter auch wohl ein Glas Grog. Es war damals in manchen Kaufhäusern Mündens Sitte, daß dem Käufer von auswärts eine Tasse Kaffee gereicht wurde. Ich habe auch bei Kaufmann Schwarz an der Blasiuskirche mich an dem braunen Trank gelabt. Kaufmann Schwarz’ alte Köchin, die „Tante Marie“, servierte ihn, und das freundliche Wesen dieser Frau zog dem alten Herrn Schwarz manchen Kunden ins Haus, mehr als heute Rabatt- und Sparmarken.

Ab und zu verirrte sich zur Winterzeit auch mal ein Händler nach Benterode, hinter sich ein altes, zahnloses „Kuhchen“ schleppend. Aus gewissen Gründen wurde es manchmal sogar auf einem Wagen gefahren. Zu dem Stalle eines „Buren“, der verwandt oder doch gut bekannt mit dem Verkäufer war, wurde es als junges Tierchen eingestellt und zur Schlachtung angefuttert.

Im Frühjahr, im Sommer und im Herbst wanderten täglich Benteröder nach Münden. Namentlich im Spätherbst besorgten die Benteröder Frauen, vorausgesetzt, daß es die Zeit erlaubte, ihre Einkäufe persönlich in der Stadt. War die Einsaat beendet, schlossen

sich ihnen auch die „Mannskerle“ an. Wer Gespann hatte, machte die Reise auf seinem kleinen „Waun“. Ach, wenn ich noch an dieses Marterinstrument denke! Tagelang nach der Fahrt schmerzte denjenigen, der auf ihm nach Münden gerasselt war, noch die ganze Sitzgelegenheit! Ganz stolz saß aber der „Bure“ auf ihm, und selbstbewußt lenkte er von ihm herab seinen Fuchs, seinen Schimmel oder seinen Rappen. Ich war immer froh, wenn ich, von Münden heimwärts fahrend, an der Lutterberger Höhe aussteigen durfte. Einmal dem Gefährt entronnen, eilte ich dann flinken Fußes ihm weit voraus und war längst daheim, wenn es nachher ins Dorf polterte.

In Münden spannten die Benteröder Bauern beim Wirt in der „Traube“ oder auch im „Goldenen Roß“ aus. War hier im Stall das Rößlein ausgespannt und versorgt, so setzte sich der Heinrichvetter ins Lokal, holte aus dem Ranzen das karierte Brottuch hervor, kramte aus ihm den „Imbiß“, bestehend aus kräftigem Schwarzbrot und Schinken oder alter Mettwurst, heraus und frühstückte. Dazu trank er zur besseren Bekömmlichkeit einen guten Korn, an einem Glase Bier war nämlich den alten Bauersleuten nicht viel gelegen.

Nach und nach füllte sich das Gastzimmer mit Landleuten aus den Nachbardörfern. Sie grüßten sich gegenseitig als alte Bekannte oder gar Verwandte, sprachen von Handel und Wandel, horchten aufmerksam auf Roggen-, Weizen-, Hafer-, Kartoffel- und Viehpreise. Nach beendetem Frühstück kam das Geschäft. Der eine Bauer verkaufte seine Frucht in der Mühle oder an den Händler, der andere versagte seine Kartoffeln in den Bürgerhäusern, der dritte brachte die bislang im hirschledernen Beutel wohlverwahrten blanken Taler zur Sparkasse, und ein vierter machte irgendwelcher Ursachen halber dem Amtsgericht einen Besuch. Mutter bot derweilen ein genudeltes oder gestopftes fettes Gänslein bei den

Herrschaften an und verkaufte, soweit es der eigene Bedarf erlaubte, auch schmackhafte Butter und frische Eier.

Waren alle Besorgungen erledigt, so trafen sich Vater und Mutter wieder in der „Traube“, um dann nach einer kurzen Pause, in der noch eine Tasse Kaffee getrunken und süßer Wecken dazu gegessen wurde, den Heimweg anzutreten. Der Wagen wurde gerüstet, die Gäule angespannt und gekaufte Waren auf den Wagen gebracht. Mit größter Vorsicht wurde dabei Mutters Kiepe behandelt; ihr gehörte der sicherste Platz auf dem Gefährt. In ihr waren allerlei wertvolle Dinge verborgen, so z.B. das Fleisch zum nächsten Sonntag, ferner Kaffee, Zucker, Reis, Rosinen, auch wohl ein Paket „Grüner Jagdknaster“ oder ein Pfund Rippentabak vom alten Köster für den Hausherrn, dazu für den Jungen ein Schaltuch und für die Tochter ein neues Kleid. Letzteres hatte in der Hand der vorsichtigen Mutter erst alle denkbar möglichen Proben in Bezug auf Farbe und Haltbarkeit durchmachen müssen, ehe sie es für ihre blitzblanken Markstücke vom Kaufmann erstanden hatte. Schließlich wurde aufgesessen, und dann ging die Reise heimwärts.

Wenn mich heute einmal mein Weg nach Münden führt, suche ich stets die „Traube“ auf, um hier Landsleute zu begrüßen. Ihre Sprache verrät sie mir gleich als solche, ebenso auch ihre Kleidung. Noch immer wie in den Tagen meiner Schulzeit tragen die Männer aus Benterode den von selbstgewebter und blaugefärbter Leinwand gefertigten Kittel, dessen Achselstücke und Armbändel von den Frauen geschmackvoll mit schwarzem Hanfzwirn oder schwarzer Seide bestickt wurden. Die „Wiebsleute“ gehen in Biederwandröcken mit breiten bunten Säumen, tragen auch noch immer das Leibchen, eine kattunene Bluse und eine gedruckte Schürze. Stolz machen sich die „Maichen“ und jungen Frauen mit einem schöngeblümten Wolltuche, das über Brust und Rücken getragen und „Lodden“ genannt wird. Früher setzten die älteren

Frauen auf ihr zusammengelegtes Haar das „Nest“, eine kleine, runde, kegelförmige Haube, von der auf den Rücken hinunter zwei breite schwarze Moirebänder hingen. „Putzeln“ hießen diese Kopfbedeckungen und wurden scherzweise auch wohl „Zündhütchen“ genannt. Leider bekommt man sie heute nicht mehr zu sehen, wie auch die langen wildledernen Gamaschen, die die älteren Männer sonntags zu Kniehosen anzogen, nicht mehr getragen werden. Damals hatten die Bauersleute auch noch buntseidene Westen mit bis an den Hals gehenden Kragen; über letzteren legten sie den Kragen des Hemdes. Heute tragen sie fast ohne Ausnahme moderne Herrenwäsche, die zu meiner Zeit in Benterode (bis etwa 1885) noch wenig bekannt war und von vielen auch nicht verstanden wurde, was der Umstand bezeugen kann, daß oft zu Stehkragen Klappkragenkrawatten getragen wurden und umgekehrt.

Heute weiß ein jeder Bursch damit aufs beste umzugehen. Der blaue Kittel ist, weil er seinen Träger als Bauern kennzeichnet und das Vorhemd bedeckt, zur Seite geschoben; wenn das junge Volk heutzutage am Sonntag ins Wirtshaus oder zum Tanzen geht, präsentiert es sich im modernen Anzug und mit Kragen, Schlips und Manschetten.

Seit der Zeit, da ich Benterode verließ, habe ich an vielen Orten unseres Vaterlandes mein Wohnzelt aufschlagen müssen. Ich sah das flache Land und schaute hohe Berge. Ein kleines Gebirgsstädtlein, das nach dem Ausspruche eines unserer größten Lyriker einer „Rose im Moose“ gleich zwischen Berg und Tal versteckt liegt, ward mir der stille Hafen, in dem ich mein Lebensschifflein nach manchen Stürmen fest verankern durfte. Ein liebes, treues Weib ward mir hier zu eigen, und blühende Kinder machten mir bald den Ort zur zweiten Heimat. Unvergessen bleibt mir aber das traute Dorflein in weiter Ferne. Wenn meine kleinen Mädel mit ihren frischen, jugendlichen Stimmen von den luftigen Höhen, die ihre

Vaterstadt umgeben, singen. Dich, mein stilles Tal, grüß ich tausendmal, so gedenke ich stets meiner Heimat, die ich in meiner Kindheit mit meinem Freunde ähnlich besungen. Und wenn die stillen Dämmerstunden kommen, in denen die Sehnsucht nach dem, was einst war, durchs Herz zieht, dann bin ich im Geiste im Obergericht und kanns mir nirgends so heimlich denken als unter seinen biederen Bewohnern, die mir alle „Vettern“ und „Wasen“ waren.

Vor etwa drei.Jahren führte mich die Sehnsucht nach der Heimat zum letztenmal unter sie. Nach zweistündiger Wanderung über den Steinberg durch würzige, duftende Tannenwälder und hundertjährige Eichenbestände kam ich zur Zeit der Abenddämmerung in Benterode an. Als ich in das Dorflein hineinschritt, grüßten mich, den Fremden, des Dorfes Kinder mit Ehrerbietung und gaben mir artig und bescheiden auf meine Fragen Rede und Antwort. Bereitwillig erbot sich der eine oder der andere der Buben, mich zu Bekannten, nach denen ich fragte, zu führen. Während meiner Unterhaltung mit den Jungen kam vom Berge herab ein silberhaariger Bauersmann mit seinem Pfluge heimwärts gefahren. Eben schlug vom Kirchturm herab die Abendstunde. Hinterher klang die Betglocke über das Dorf und seine Flur und verkündete den draußen noch Beschäftigten den Feierabend.

Als ihre Klänge über das Dorf hallten, zog der alte Landmann sein Käppchen vom Haupte, um Gott für Leben und Wohltat Dank zu sagen. Seinem Beispiel folgten sämtliche umherspielende und um mich herumstehende Knaben, obschon sie das Spiel, das sie trieben, nicht gern unterbrachen, was ich aus dem großen Interesse schloß, das sie ihm entgegenbrachten. Die Betglocke war mir eine alte, liebe Bekannte, gar oft habe ich sie als Junge am Werktage gezogen und am Sonntage zum Gottesdienste oder auch zum Begräbnis eines Verstorbenen geläutet.

Das kleine, schmucklose Kirchlein, mitten im Dorf auf dem Kirchberge erbaut, war zu meiner Zeit allsonntäglich zum Gottesdienste immer bis auf den letzten Platz gefüllt, und zwar nicht nur frühmorgens zur Predigt, sondern auch nachmittags zur Kinderlehre. Letztere hielt der Herr Schullehrer. Selten kam es vor, daß dabei die Eltern der chorpflichtigen Kinder nicht anwesend waren. Ich sehe noch, wie die Augen der anwesenden Väter und Mütter leuchteten, wenn ihre Kinder sicher und gründlich im Katechismus Bescheid wußten und schlagfertig antworten konnten. Im Winter war der Besuch des Gotteshauses für uns Kinder der bitteren Kälte wegen ein Angehen, denn Kirchenheizung gab es damals in Benterode noch nicht. Manchmal froren dem seligen Großvater beim Orgelspiel die Finger derartig steif, daß er sie zum Tastengreifen an einer mitgebrachten Wärmflasche gelenk machen mußte. An solchen Tagen freute sich der „Bälgentramper“, wenn der Herr Schullehrer sämtliche Register der kleinen Orgel zog, denn dann konnte er sich durch eifriges Ziehen des schweren Luftgebläses schön warm arbeiten. Wir Kinder, durchweg nur mit Leinenhemden und Buckskinanzug bekleidet, froren dermaßen, daß uns die Zähne klapperten. Kaisermantel, Kragen und Havelocks wurden damals von der Jugend in Benterode noch nicht getragen. Damit uns auf den kalten Steinfliesen des Chores die Füße nicht allzusehr kribbelten, stellten wir uns auf kleine Holzbrettchen, die wird heimlich, unter dem Rocke versteckt, mit in die Kirche schmuggelten.

Kirmes in Benterode

In froher Erinnerung sind mir noch immer die Tage, an denen Benterode seine Feste feierte. Dreimal im Jahre, Weihnachten, Ostern und Pfingsten war Musik, d.h. Tanzvergnügen im Dorfe. Als außerordentliche Lustbarkeit gabs um Michaelis herum die Kirmes. Krieger- und Sängerfeste kannte man damals in Benterode noch

nicht, sie kamen erst hinter den Gründungen von Vereinen dieser Art her, die hier im Laufe der achtziger Jahre erfolgten. Selbstredend war es streng verboten, daß sich Schulkinder an diesen Vergnügungen beteiligten; aber es kam doch vor, daß wir Schulbuben uns auf den Saal schlichen oder auf der zu diesem führenden Treppe festen Fuß faßten, um den Klängen der Musik zu lauschen. Die braven Tonkünstler, die an solchen Tagen unser Herz durch die Macht der Töne bezauberten, stehen mir noch alle vor Augen. Der Älteste und Tüchtigste von ihnen war der alte Pipphardt aus Nienhagen. Er besaß eine achtungsvolle Technik im Geigenspiel, und diese Kunst hatte ihm, dem Dorfmusikanten, in seinen jungen Jahren einen Platz in der Kapelle der benachbarten Stadt Münden verschafft. Die „Viggeline“ in einem Kalbsfellfutteral auf dem Rücken tragend, besuchte er auch noch das benachbarte Dorf Landwehrhagen, in dem er einen „Singverein“ dirigierte. Als „Meister“ beherrschte er neben der Geige alle übrigen Instrumente mit einer Fertigkeit, die ihm gestattete, jedes Mitglied seiner Kapelle erfolgreich zu vertreten. Er konnte Bratsche und Cello spielen und strich auch mit viel Gefühl den Kontrabaß. Er spielte die Trompete und blies Alt- und Tenorhorn sowie die Klarinette. Wenn es nötig war, erschien er auch mit dem großen Bombardon und entlockte ihm zwerchfellerschütternde Töne.

Auf Grund seiner imposanten Erscheinung - ein langer weißer Bart zierte sein ernstes Gesicht - sammelte er auf „Musiken“ den Tanzgroschen ein. Mancherlei trübe Erfahrungen dabei hatten seinen Blick dermaßen geschärft, daß es keinem Burschen gelang, sich beim „Solo“ von dem schuldigen Silbergroschen zu drücken, alle die gesammelten Groschen - jeder Tanz kostete den Burschen einen solchen - wanderten aus Pipphardts Hand in den riesigen Leib des Kontrabasses, den wir Jungen die „alte Großmutter“ nannten. Am nächsten Morgen wurden sie aus dem Bauche dieses Instrumentes wieder hervorgezogen, und dann verteilten sie die

Musikanten unter sich. Selbstredend waren die Quoten der einzelnen Musiker bei der Teilung verschieden. Den Löwenanteil bekam Pipphardt, der Meister, am wenigsten der Lehrjunge, der die zweite Geige strich. Ihm drückte der Alte gewöhnlich für eine durchspielte Nacht eine Mark in die Hand und machte dann mit der Versicherung, daß er seine Sache gut gemacht habe, die Brust des jüngsten Tonkünstlers schwellen. Hatte letzterer übrigens bald „ausgelernt", so prophezeite ihm der Meister auch wohl mit ernster Stirn eine „große Karriere". Das war der größte Lohn, den ein Lehrling erhalten konnte.

Nebenbei gesagt, war der alte Weißbart ein großer Freund vom Alkohol. Oft habe ich ihn zum Unterricht - er war mein Lehrer im Geigenspiel - aus der Wirtschaft holen müssen. Vor seinem außerhalb des Dorfes malerisch liegenden Wohnhause teilte sich die Ingelheim, ein daselbst vorbeieilendes kleines Flüßchen, in mehrere Arme über die schmale Stege führten. Wenn der Alte - und das war meistens der Fall - schwankenden Schrittes die Stege passierte, führte er immer folgendes Gespräch mit mir: „Fällt dir nichts auf an deinem Meister?" Ich schwieg aus kindlicher Arglosigkeit. Er fuhr fort: „Dein Meister hat einen Schoppen zu viel getrunken. Das tun die Musikanten gern. Der Johannes trinkt (war Pipphardts Bruder und der Klarinettist). Der Krüger süffet (Tubabläser aus einem benachbarten hessischen Dorfe). Alle Musikanten süffen. Wenn du erst ein Musikante bist, süffest du auch". Als ich, im reiferen Mannesalter stehend, einmal mit dem Alten in einem Wirtshause des benachbarten Dorfes Sichelnstein gemütlich beim Glase Bier saß und wir uns an alte Zeiten erinnerten und ich ihn auf das Nichteintreffen dieser Vorhersage aufmerksam machte, lächelte er pfiffig und meinte: „Du bist ja auch kein Musikante geworden."

Das Hauptinstrument war für uns Jungen die Trompete. Die blies der alte Pfordt aus Benterode. Der war seiner werktäglichen Beschäftigung nach ein ehrsamer Schuhmachermeister und, nebenbei bemerkt, ein wackerer Streiter von anno 66 und 70. Gab ihm dieser Umstand in unseren Augen schon einen größeren Anstrich vor jedem anderen Dorfbewohner, so wurde sein Ansehen bei uns auch noch durch die Tatsache gesteigert, daß er sein Instrument mit großer Fertigkeit zu handhaben verstand. Er blies auf seiner Trompete alles, und zwar, wie er sich auszudrücken beliebte, aus der freien „la main". Den neuesten Marsch, den ihm der auf Urlaub weilende Rekrut vorpfiff, den neuesten Walzer, dessen Melodie einer der Kirmesburschen in Kassel gehört und im Gedächtnis behalten hatte - Meister Pfordt blies beides auf seiner Trompete nach, wenn er die „Millemett", d.h. die Melodie, weghatte. Die übrigen Musiker verstanden, ihn zu begleiten. Es schadete nichts und setzte die Leistungen des Orchesters in den Augen der Zuhörer um nichts herab, wenn die Begleitung zu der vorgespielten Melodie sich einmal nicht in den ihr gehörigen Akkorden bewegte. Wurden die Dissonanzen gar zu arg und konnten sich die Musici gar nicht zurechtfinden, so riß der alte Trompeter für einen Augenblick sein Instrument vom Munde, schrie seinen Kollegen den Namen der Tonleiter zu, in der er blies, gab dann blasend und mit dem Kopfe nickend den Takt wieder an, und dann gings flott weiter. Wir Jungen beurteilten die Leistungen der Kirmeskapelle nach den mehr oder weniger aufgeblasenen, windstoßenden Backen der Musikanten und ihrer bei längerer Tätigkeit eintretenden geringeren oder stärkeren Röte. Danach war Meister Pfordt immer die Hauptperson beim Spiel.

Die Kirmes war die Hauptfestlichkeit in Benterode, sie wurde auf dem Michaelistag, an dem die Kirche das Erntedankfest feierte, abgehalten. Am Tage vorher rauchten alle Backöfen im Dorfe, es wurde dann Zwetschgenkuchen gebacken, und zwar in ganz

vorzüglicher Güte und in großen Mengen. Wenn die Bauersfrau auch das ganze Jahr hindurch „knipperte“ und „knauserte“ und überall, wo es ging, gern „abzwackte“, beim Kirmeskuchenbacken wurde nicht gespart, da wurden Milch, Schmand und Butter geradezu vergeudet. Es war eine Ehrensache, bei dieser Gelegenheit viel draufgehen und von sich sagen zu lassen, daß man den besten Kuchen im Dorfe habe.

Backen und Brauen gerät aber bekanntlich nicht immer. War der Ofen zu stark geheizt, so bekam der Kuchen Beulen und schwarze Ränder. Hatte er zu wenig Hitze, so wurde er bloß „gul“ und war dann auch unansehnlich. Trotz aller Vorsicht wurde das Festgebäck manchmal etwas dick. Solange dann der Kuchen noch jugendliche Elastizität besaß, war es möglich, ihn in den Mund hineinzuschieben, ohne daß man Gefahr lief, die Maulsperre zu bekommen. Der Kirmesbraten ließ aber nichts zu wünschen übrig, namentlich dann nicht, wenn Kirmesgäste aus dem einen oder andern Nachbardorfe erwartet wurden.

Der Sonntagmorgen fand die ganze, sehr kirchlich gesinnte Gemeinde im Gotteshause versammelt. Der Brauch, den Kirchengesang außer der Orgel von den Musikanten begleiten zu lassen, war seit langer Zeit nicht geübt, und zwar aus gutem Grunde: Die Versuche der einzelnen Musiker, die Noten der bezifferten Enckhausenschen Choralmelodien nachzublasen, endeten meist sehr kläglich und trugen auf keinen Fall dazu bei, Herz und Gemüt im Gotteshause zur Andacht zu stimmen.

Nach Schluß der Kinderlehre am Nachmittag postierten sich die Musikanten auf des Kirmeswirts Reimann Treppe und bliesen einen flotten Marsch in das Dorf hinein. Das war das Zeichen für die Burschen, sich im Kirmeswirtshaus zu versammeln. Einzeln traten sie aus den Häusern heraus, die meisten von ihnen trugen im Knopfloch ein Kirmessträußchen aus Myrte und Rosmarin,

umwunden mit seidenen Bändchen verschiedener Farbe, gestiftet von der Hand ihrer „Maichen“. Waren die Klänge des Marsches verklungen, so stimmte die Musik einen schönen Walzer an. Sobald dessen Weisen über das Dorflein hinaushallten, eilten flinken Fußes alle Mädel zum Tanzsaal, die jüngsten von ihnen nicht ohne eine gewisse Schüchternheit, die ihnen ein verschämtes Rot auf die Wangen malte und sie die Augen züchtig niederschlagen ließ.

Bald begann der Tanz. Mit sicherem Griff und horchen dem Ton stimmten die Musikanten nach dem Trompetenton ihre Geigen und den Kontrabaß. Klang alles rein, so klopfte Meister Pipphardt mit dem Geigenbogen auf das Notenpult, winkte seinen Spielgenossen zu, und dann rauschten die einschmeichelnden Weisen der „Schönen blauen Donau“ durch den Saal. Nach den wiegenden Melodien dieses Leibstückes der Kirmeskapelle jener Zeit drehten sich dann im Umsehen eine Menge fröhlicher Pärchen im bunten Reigen. Ach, und wie wurde getanzt! Der „Karle“ walzte bald rechts, bald links und brachte durch die Fertigkeit seiner Beine gar manchmal eine die Tanzkunst nicht im selben Maße beherrschende Maid in große Verlegenheit. Bald gabs glühende Wangen und klopfende Herzen! Spähende Mutteraugen erkundeten in Kürze schnell erwachende oder lange verborgene Zuneigung zwischen jungen Leuten, und horchenden Ohren entging nicht der Schall von auch noch so leis geflüsterten Liebesworten.

Die Mütter waren nämlich als strenge Tugendwächter bei jeder Tanzlustbarkeit zugegen. Zwei Reihen Sitzplätze an den Wänden des geräumigen Saales „gehörten“ ihnen, und nie war hier ein Platz unbesetzt.

Die Väter des Dorfes, die „Mannskerle“, saßen während der Nachmittagsstunden am Kirmestage unten in der Gaststube beim „Schafskopf“ und beim „Solo“ und erhitzten sich die Köpfe beim Spiel. War dieses in der Dämmerung beendet, so erschienen sie

nach und nach und einer nach dem andern auf dem Saale zwischen der sich fröhlich tummelnden Jugend. In breitem Kranze umstanden sie hier die Schenke, um den frischen Anstich zu probieren und Runden zu trinken, diskutierten dabei auch wohl über Saat und Ernte und den Viehstand, soweit dieses Thema beim Spiel noch nicht gründlich erledigt worden war, und musterten, den Müttern gleich, die tanzenden Paare. Vater guckte manchesmal mehr als nötig war nach seinem Ältesten, wenn er diesen mit einem Mädel tanzen sah, das ihm nicht paßte. Dann macht er ein furchtbar zugeknöpftes Gesicht, und auch die Mutter tat sehr gemessen. Fröhliche Zufriedenheit spiegelte sich aber auf dem Gesicht der Eltern, wenn das Vermögen des Kirmesburschen, der ihr Kind herumschwenkte, zu dem ihres „Maichens“ paßte und die Acker desselben denen benachbart waren, die ihr Kind einmal von ihnen ererbte. Amor, der Gott der Liebe, herrschte nämlich in Benterode sehr beschränkt. Vater und Mutter standen ihm bei seiner Aufgabe, Herzen liebend zu vereinen, mannigfach ratend, helfend und fördernd zur Seite.

Große Not hatte Mutter, wenn Vater auf der Musik sein Alter vergaß, wieder in „Tritt“ kam und an dem der Jugend gehörenden Tanze Anteil nahm und Gefallen fand. Hatte es zuerst vieler aufmunternder Blicke bedurft, um den „Alten“ zu bewegen, einen Pflichttanz mit der zu Besuch weilenden „Wase“ zu tun oder gar „Muttern“ einmal herumzuschwenken, so kostete es später unter Umständen viele Überredungskünste, um ihn wieder zwischen dem jungen Volke heraus und nach Hause zu bekommen.

Den Höhepunkt der Feststimmung im Dorfe brachte der zweite Kirmestag. Dann fand im Wellebachtale, nach Bruchhof zu, das Hammelreiten statt. 15 bis 2o junge Burschen, nicht mehr an der Zahl als Pferde zum Reiten zu haben waren, erprobten bei dieser Gelegenheit ihre Kunst im Reiten und Rennen. Als Ziel winkte in etwa 30g m Entfernung eine an einem großen Tannenbaum

befestigte, mit süßem Kirsch gefüllte Flasche, gestiftet vom Kirmeswirt. Wer sie als erster zu Pferde, und zwar im Galopp, erhaschte, durfte zwischen der zerlegten Hinterlassenschaft eines geschlachteten Hammels, dessen Beschaffung durch Geldeinsätze der reitenden Burschen möglich gemacht wurde, sich den besten Braten als Siegespreis auswählen. Die später ankommenden Reiter traten je nach der Reihe ihrer Ankunft in den Genuß geringerer Preise. Trostpreis für den zuletzt eintreffenden Burschen war das noch mit dem Fell bekleidete Schwänzlein des geschlachteten Tieres. Das wurde an einen Bindfaden gebunden und als Halsschmuck getragen, wenn man ins Dorf zurückritt.

Die bei diesem Wettrennen trabenden Gäule waren uns Jungs mit all ihren Vorzügen und Nachteilen bekannt. Hildebrands Luchs schmiß, wenn man sich ihm näherte, Jüstchens Brauner biß, und zwar am ehesten, wenn er lammfromm die Ohren an den Kopf legte. Kullens Martchen blieb oft mitten im Zuge stehen und bockte wie ein Esel, und Gerdums Fuchs hatte beim langsamen Gang den „Hahnentritt“. In der genannten Entfernung vom Ziel stellten sich auf den von der Grummet befreiten Wiesen sämtliche Reiter in langer Front auf. Das war ein schwieriges Ding, denn die Rosse wollten oft nicht wie die Reiter. So gut sich die Tiere bei ihrer werktätigen Beschäftigung an der Deichsel auch kannten und vertrugen, so sehr scheuten sie jetzt gegenseitig vor einander wegen ihrer mit bunten Bändern behangenen Köpfe; ihr Ausschlagen und erschrecktes Wiehern lieferte dafür den untrüglichen Beweis. Mit vieler Mühe und Not gelang es infolge der vielen Seitensprünge der Gäule erst nach langer Zeit, eine notdürftig gerade Linie zum Abreiten herzustellen.

Am gesittetsten und verständigsten benahm sich beim Ausrichten Jüstchens alter Schimmel. Er hatte einst bei den Kasseler Husaren bessere Tage gesehen und Bildung gelernt. Darüber waren freilich

schon viele Jahre vergangen, denn als ausrangiertes Dienstpferd hatte er schon verschiedene Besitzer gehabt, ehe der alte Jüstchenvetter ihn eigentümlich erwarb. Obgleich er alt geworden war, sickerte doch noch Husarenblut in des Kriegsgauls Adern, und Appell steckte noch in seiner Brust.

Das bewies er oft gelegentlich der Felddienstübungen, die die obengenannten Reiter in der Benteröder Feldmark abhielten. Als der Jüstchenvetter einmal in der Frühstückspause beim Pflügen auf dem Felde behaglich sein Brot kaute und den Schimmel ausgespannt und abgezäumt hatte, damit er sich am frischen Klee pflege, erklang plötzlich das Signal „Avancieren“. Den wohlbekannten Hörnerklang hören und dann in voller Karriere ihm nachlaufen, war bei dem Schimmel das Werk eines Augenblicks. Mit vieler Mühe und Not gelang es seinem Herrn, ihn wieder einzufangen. Auch wenn der Gaul vor dem Pfluge ging und die aus früheren Zeiten bekannten Trompetentöne hörte, spitzte er die Ohren und ging mit stolz erhobenem Haupte wiehernd die Ackerfurche entlang. Beim Antreten und Ausrichten auf der Kirmeswiese machte der Schimmel keine Schwierigkeiten, er fühlte sich vielmehr darin, mit ruhiger Würde an seinem Platze zu stehen in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

War nun nach langen Mühen die Front von Roß und Reiter einigermaßen hergestellt, so tönte ein lauter Schrei: „Achtung!“ über die weite Wiesenfläche. Alle Reiter erhoben sich im Sattel, richteten sich auf, faßten den Zügel fest an und setzten die Füße in die Steigbügel. Jetzt führte der alte Pipphardt die Trompete an den Mund und schmetterte eine helle Fanfare durch das Tal. Das war das Zeichen zum Traben. Die Rosse setzten sich in Bewegung und dahin gings auf der Wiese in sausendem Galopp. Aber diese Gangart hielt bei den meisten von den Tieren nicht lange an. Nach etwa 50 m angestrengtem Laufe mäßigte z.B. Hildebrands Luchs, der

infolge der ungewohnten Lungentätigkeit wie ein Drache schnob, schon das Tempo und fing an, gemütlich zu traben; bald nahm er einen Schritt an, der dem glich, mit dem er sich bewegte, wenn er nach angestrengter Tätigkeit auf dem Felde des Abends nach Hause schlenderte, vorausgesetzt natürlich, daß ihm nicht der Hunger zur Krippe trieb. Ab und zu stieß er ein lautes Gewieher aus - es klang so, als ob er sich über die unheimliche Schnelligkeit seiner vierbeinigen Kameraden verwunderte und lustig machte. Um dem Trostpreis zu entgehen, gab ihm sein Reiter, ein Knecht von einem anderen Bauernhöfe, die Sporen, d.h. er trat ihn mit den Absätzen seiner schweren, nägelbeschlagenen Stiefel sehr unsanft in die Seite. Eine solche Behandlung brachte den Luchs um seine Gemütsruhe. So willfährig er bis dahin im großen und ganzen bei all dem Tun und Treiben gewesen war, so ungenießbar wurde er von dem Augenblick an, als sein Reiter ihn so mißhandelte. Er lief nun überhaupt nicht mehr, sondern blieb ruhig stehen und biß wütend nach seines Peinigers gefühllosen Pedalen; dabei schlug er mit beiden Hinterfüßen fortwährend aus und erfüllte die Luft mit zornigem Rachegeschrei. Der vorhin so couragierte Reitersmann verlor angesichts dieses ungeahnten und nicht vermuteten Widerstands seines Rosses allen Mut. Um seine Füße aus der Nähe des gefährlichen Gebisses seines Reittieres zu bringen legt er sich lang auf den Rücken desselben und klammerte sich an der Mähne des Tieres fest. Dabei hörte er nicht auf, Luchs mit süßen Kosenamen zu besänftigen, ein Bemühen, das schließlich von Erfolg gekrönt wurde; denn Luchs hatte ein gutes Herz und konnte vergeben und vergessen. Er war kein Untier, denn er setzte sich nun gutwillig in Bewegung, um seine Ehre zu retten und nicht als letzter ans Ziel zu kommen, was ihm denn auch gelang, da viele seiner Kameraden sich so störrisch benahmen, daß bei ihnen von einem „Fortschritt“ überhaupt keine Rede sein konnte.

Da erklang vom Ziel her ein helles Wiehern. Der Schimmel stieß es aus, er war als erster durchs Ziel gegangen; sein Reiter schwang die mit einem Blumenstrauße geschmückte Flasche in der linken Hand und klopfte mit der rechten abwechselnd den mageren Hals und die dürren Lenden des braven Tieres. Wir Jungen eilten hin, den Sieger zu begrüßen, umstellten den Schimmel und lobten ihn mit lauten Worten. Das schwellte den Stolz des ehemaligen Husarengaules, und durch feurige Sprünge, die uns auseinanderstieben ließen, und durch geziertes Tänzeln auf seinen Hinterbeinen bekundete er sein Verständnis für die ihm dargebrachten Ehrungen. Da, er ließ es zu, daß wir ihn streichelten, und nahm als Anerkennung für sein Verdienst aus unserer Hand manch Stücklein Zucker und Brot. Es kam aber auch vor, daß ihn ein Taugenichts aus unserer Mitte mit einer Haselgerte in die Weichen stachelte. Dann wurde der Gaul böse und schlug nach dem Tunichtgut aus.

Nach und nach trafen auch die anderen Reiter am Ziel ein. Gerdums Brauner hatte dicken Schaum vor dem Maule stehen und schnob, als ob er dem höllischen Feuer entronnen wäre. Hildebrands Martchen prustete und nieste, als ob man ihm die Nüstern voll Schnupftabak gestreut hätte. Wir Jungen lachten schadenfroh den zu spät ankommenden Reitern ins Gesicht, was zur Folge hatte, daß wir hier und da auseinandergejagt wurden. Der Schimmel aber stieg auf Grund seines Sieges mächtig in unserer Achtung; fuhr sein Herr später während der Schulpause am Schulhofe vorbei, so bettelten wir ihm die Erlaubnis ab, dem Tiere von unserem Brote geben zu dürfen. Gestattete der gute Mann, daß der eine oder andere von uns das Tier einmal ritt, so durfte dieser sicher sein, von seinen Mitschülern beneidet zu werden.

Dem Hammelreiten, das mit einem feierlichen Einzug ins Dorf unter Vorantritt des Musikkorps schloß, folgte am zweiten Abend noch ein Tanz, der dann die Kirmes offiziell beendete. Es war Sitte,

daß die Kirmesburschen ihren „Maichen" in der frühen Morgenstunde des dritten Tages ein Ständchen bringen ließen. Unersättliche aber zogen am Nachmittage des dritten Tages durchs Dorf, traten in die Häuser und heischten Mettwürste, die dann von den Kirmesburschen bei einem gemeinsamen Vesper im Wirtshause gegen Abend mit vielem Bier und Schnäpsen verzehrt wurden.

Kirmeskuchen gab es aber noch lange Zeit im Dorf. Zuletzt wurde er dermaßen hart, daß er nur mit Mühe im Kaffee erweicht und dann genossen werden konnte. Wenn wir Jungen von irgendeiner Nachbarin gelegentlich zum Kaffee eingeladen wurden, unterließen wir es nicht, ehe wir die Einladung annahmen, zu fragen: „Wase, hat du auch noch Kuchen?" Fiel die Antwort bejahend aus, so lehnten wir, unter irgendeinem Vorwande, die Einladung ab.

Sichelnstein im Obergericht

Mein liebes Sichelnstein, wie oft habe ich als ehemaliger Benteöder stolz auf dich kleines „Nest" herabgesehen! Ich glaube, die Benteröder tun das auch heute noch, vielleicht aus denselben Gründen, wie ichs damals getan. Vor 35 Jahren (etwa 1880) gabs in dir keine „Buren" mit „Gülen". Deine Kinder kamen nach Benterode zur Schule, weil du keine hattest. Auch keine „Kerche" besaßest du, deine Männer mußten beim Gottesdienst in Benterode auf dem zweiten „Mannshus" und Frauen und Mädel unter der Orgel sitzen. Deine Burg, das alte elende „Gerümpel", flößte uns keinen Respekt ein, zumal ja der ehemalige schöne Burggarten, der „Steinacker", in dem wir zur Sommerzeit die blauen Heidelbeeren pflückten und Ansprüche deiner eingesessenen Jungen auf diese, wenns sein mußte, mit der Faust zurückwiesen, zu Benterode gehörte. Benteröder Arbeiter fällten darin die schönen Buchenstämme, deren Scheite in den alten hannöverschen Kachelöfen mit dem springenden Pferd in Benterode zur Winterzeit gar lustig flackerten. Leider, leider wurde uns auch in der Schule von den

Mauern deiner Burg nichts erzählt, sonst hätten wir sie wohl mit anderen Augen angeschaut. Die sämtlichen Bücher der Bibel, die kurzgefaßte Religionsgeschichte und den ganzen kleinen lutherischen „Katechissen“ mit Frage und Antwort, dazu 50 Gesänge wußten wir, aber daß einmal die Historie mit ihren Flügeln über dein Weichbild hinweggerauscht, das wurde uns nicht verkündet. Vor mir liegt das Bild vom Sichelnstein, vor wenigen Jahren habe ichs mir einmal mit der Strahlenfalle eingefangen. Nun sehe und höre ich alles, was einst war, wenn ich ihn ansehe!

Stolze Gemäuer ragen empor mit hohen Fenstern und Türmen, Fahnen wallen im Winde; Zugbrücken rasseln auf und nieder, heraus aus den Torhallen schreiten gepanzerte Ritter in schimmernder Wehr und besteigen ungeduldig dastehende, wiehernde und stampfende Rosse! Im Sonnenschein blinken Schwerter, Rüstungen und Schilde. Schmucke Frauen und Jungfrauen, heftig schön gezeichnet, in langen, flatternden Purpurgewändern mit goldenen Borten besetzt, und Gürteln, an welchen silberne und güldene Glöcklein klangen, winken mit wehenden Tüchern scheidenden Gästen und zum Kampf hinausziehenden Reisigen frohe Abschiedsgrüße zu.

Ja, du kleines Obergerichtsdörflein, damals als Herzog Otto der Quade von Göttingen († 1394) regierte, da waren die Tage deines Glanzes. Er erbaute deine Burg neu auf, stärker als sie je zuvor gewesen war. Vom Sichelnstein aus fiel er in Hessen ein, um sich an seinem Großvater, dem Landgrafen Heinrich dem Eisernen zu rächen, der, obschon er Otto anfänglich zum Erben seines Landes ausersehen, später ihn doch von der Erbfolge ausschloß.

Und das um eines unbedachten Wortes willen! „Waren twe Ogen dot, so queme ick uth all meiner Noth und wolde ein ryker Först syn“, sprach der Quade zu seiner Umgebung auf der Jagd bei Felsberg in Hessen. „Herr, da lohne Euch der Teufel für, und Gott behüte uns den alten Herrn lange“, rief Eckhart von Rönfurt, ein

hessischer Ritter, und sagte es dem Landgrafen an. „So helfe mir die heilige Frau St. Elisabeth, das Wort soll meinem Tochtermannssohn das Land schaden“, sprach der zürnende Landgraf. *[Rethmaier, S. 606, Neues Vaterländisches Archiv, 1828 I, S. 38]* Und der Landgraf wies Otto aus Kassel zurück und ernannte Hermann, seines Bruders Sohn, zu seinem Nachfolger in Hessen. Nun baute Otto den Sichelnstein wieder „unde meynede, ez were eine erne wordin, her wolde yn sniden, waz landgrafe Heinrich siligier yn den lande gelassen hatte“ *[Vaterl. Archiv 1831, S. 157]* Anfänglich geriet auch Landgraf Hermann in Bedrängnis, später aber, verbündet mit dem Landgrafen von Thüringen, griff er Otto den Quaden von der Feste Kreuzburg an der Werra aus an und baute, um sich der ihm vom „Sichelnstein“ aus drohenden Gefahr zu erwehren, im Jahre 1373 den „Sensenstein“. Otto, der den vereinten Fürsten nicht gewachsen war, trat 1373 die Grafschaft Sichelnstein an Hessen ab und führte damit ein Ende des Erbschaftsstreites herbei. Als dieselbe Grafschaft Sichelnstein dann später wieder an das Herzogtum Oberwald zurückfiel, kam Sichelnstein zu Münden und gehörte fortan zum Leibgedinge der Herzoginnen. Da war zur Sommerszeit frohes Leben in den Mauern des „Schlosses“, der heutigen alten Burg. Ottos des Quaden zweite Gemahlin z. B. wohnte dort oft. Wilhelm Lotzes „Geschichte der Stadt Münden“ teilt eine Ausgaberechnung von 1397 mit, in der aufgezählt wird, was nach dem Sichelnstein transportiert wurde: „Eyn Swinebraten, un: Wische, un Wyn, un Petersilie, un Rintfleis, un junge Höhnere, un Schönebrod, un Eggere, un Wynbeeren, un Must, un Peppere, un Kömel, un Saffran, un 1 Fat Beer - kam na den Sichelnsteine, da meine Frawe dahin ruten was, un met ören Gästen da was. Ok Appele, da wiedede man Gense medde“. Manchmal wurde Schloß und Gericht Sichelnstein - einmal auch zusammen mit dem Flecken Hedemünden - verpfändet. Von Erich I. ab blieb es wieder dauernd bei Göttingen. Als Münden aufhörte, Residenz zu sein,

verfiel der Sichelnstein. Herrschaftliche Beamte verwalteten fortan das Gericht Sichelnstein als „Obergericht“ von Münden aus.

Die heutigen Sichelnsteiner sind sich der einstigen Verbindung mit Münden auch noch bewußt. Die alte „Ewigs Wase“ erzählte mir vor nunmehr 30 Jahren gar oft, daß „vör der Zit“ die Sichelnsteiner hätten keine „Stüren“ zu bezahlen „bruchen“. Seitdem aber die „bösen Lüde us Müngen“ von ihrer „Borg“ den „Sichelnstein rusbrochen“ und nach der Stadt weggelanget, „mößten“ die Sichelnsteiner auch „röbberkumme“. Die gute alte Frau meinte mit dem „Sichelnstein“ das am Turm des Obertores der Stadt eingemauerte Wappen, daß eine Sichel trägt, wahrscheinlich zum Andenken daran, daß Münden einst der Versammlungsort der Sichelgesellschaft war, die am 27. September 1351 von Otto dem Quaden mit dem Landgrafen von Hessen und vielen anderen Fürsten gegründet wurde zur Befestigung eines Friedens und zu Schutz und Hilfe gegen fremde Gewalt. Der Stiftungsbrief enthält die Bestimmung, daß die Bundesmitglieder alljährlich zweimal in Münden sich versammeln sollten, um das Beste der Einigung zu beraten. Zu der Sichelgesellschaft gehörten übrigens auch, nebenbei bemerkt, die Herzöge Heinrich und Bernhard von Lüneburg, der Graf Heinrich von Hohnstein und der Edle Heinrich von Homburg. Eine zweite Sage hält sich in Sichelnstein über den „Steinacker“, den einstigen Burggarten des Sichelnsteins. In dieser Sage spiegelt sich übrigens ein geschichtliches Ereignis wider. Ritter Bardo von Sichelnstein, ein Zeitgenosse Heinrichs des Löwen, stand einst in Fulda vor seinem Kaiser vor Gericht wegen Ermordung seiner Gemahlin Kunigunde von Cygenberg (Ziegenberg bei Hedemünden). Das Dorf Sichelnstein hat dieses Ereignis in folgender Geschichte bewahrt: Einst war bei dem elternlosen Fräulein des Schlosses Sichelnstein der Bräutigam, ein benachbarter Rittersmann, zu Besuch. Zur Nachtzeit ließ die ungetreue und falsche Braut den Verlobten, dessen sie satt war, durch ihren Buhlen, einen Knecht, ermorden. Vor

Gericht erbat sie sich die Gnade, einmal noch ihren Garten bestellen und ernten zu dürfen. Als das Kaisers Majestät ihr das gestattete, bestellte sie den Garten mit Eicheln - und starb, ehe sie eine Frucht von den Bäumen geerntet hatte. Weibslist war schon vor Zeiten groß.

Im „Steinacker“ also pflückten wir Jungen Heidelbeeren, banden im „Buchenkampe“ die jungen Stämme mit ihren Kronen zusammen, flochten ihre Zweige ineinander, damit sie verwuchsen und „Räuberverstecke“ bildeten, die aber der alte Feldhüter aus Benterode bald entdeckte und die uns dann in der Schule regelrechte Prügel eintrugen. Wenzel entdeckte auch die „grußen” Tannen, die wir ihrer Rinde beraubt hatten, um aus ihr Gürtel und Bandeliere zu Kriegsspielen zu verfertigen; auch dieser Schmuck setzte sich mächtig in ungebrannte Asche um. Obschon auch für mich etwas dabei abfiel, lebt Sichelnstein doch in meinen frohesten Erinnerungen fort. Da steigt herauf vor meinem Geiste der alte Wedemeyer, ein ehrsamer Schneidermeister, der mir immer die „Unaussprechlichen” nähte. Ich weiß es noch, als wir Jungen - vier an der Zahl - an der Schwarzbach einmal ein Habichtsnest ausgenommen und ihm, dem alten W. - er hatte übrigens auch eine Gastwirtschaft, verbunden mit einem alten Kramladen - dann drei Habichtseier für Hühnereier verkauften. Bonbons gabs für den Erlös dieses Handels, und tagelang später waren mir Lippen noch von ihnen rot gefärbt, und jahrelang hat mir der biedere Alte vorgeworfen, daß wir ihn bei dem Tauschgeschäft betrogen; obschon ich etliche Tage nachher die 12 Pfennige für den süßen Genuß vorsichtshalber in bar erledigte und somit den Schaden gutmachte.

Als Wirt hat sich der alte Mann unsterblich gemacht durch die Veranstaltung zweier Feste in Sichelnstein, eines Johannisfestes und eines Maskenballes. War das eine Aufregung damals im Obergericht wegen dieser Lustbarkeiten! Als viele Jahre vor diesen

Ereignissen der alte S. in Sichelnstein entgegen l00jährigem Brauch ein Pferd ins Dorf brachte und mit ihm pflügte, und ein anderer Sichelnsteiner, von schnöder Gewinnsucht verleitet, in Münden einmal auf einer Auktion eine „Chaise“ erstand und sie in Ermangelung von Pferden von seinem Ochsen ins Dorf ziehen ließ, da war die ganze Umgebung in Aufregung. Aber was war das gegen die Spannung, mit der man dem Maskenballe entgegensah! Wir Benteröder Jungen ließen uns natürlich die Gelegenheit nicht entgehen, diesen Mummenschanz anzusehen. Waren wir doch in Sichelnstein wie daheim, da uns mit unseren Schulkameraden von dorther die innigste Freundschaft verband, die sich handgreiflich darin zeigte, daß wir gar oft unsere Füße unter Sichelnsteiner Tische steckten, wie ich z.B. noch heute der schönen „Wurststücker“ mich erinnere, die ich bei den Eltern dieses oder jenes Freundes geschmaust habe, ebenso der „Keschern“, die ich hier und da in den Obstgärten mit abmachen durfte.

Um die Zeit des Beginns des Maskenballs waren wir also alle Mann in Sichelnstein versammelt. Schon in des Hofes dunkelste Ecken gedrückt, sahen wir bald die braven Sichelnsteiner „Maichen“ und Burschen, ja sogar ältere „Lüde“, die Maske vorm Gesicht, dem Saale zueilen. Etwas Graulicheres hatten unsere Augen noch nie geschaut: Esels-, Rinds-, Schweins-, Löwen- und Tigerköpfe auf Menschenschultern - wie erschraken wir über diesen Anblick! Das war ja noch viel gruseliger als die schaurigen Mordbrennerbilder, die uns der Orgeldreher Ringeling aus Münden, auf Leinwand gemalt, zeigte, wenn er die „Schöne Susanna“ oder „August, sollst mal runterkommen!“ gespielt hatte. Wochenlang später traten uns diese schrecklichen „Maskenfratzen“ noch in unsere sonst so friedlichen Träume und veranlaßten uns zu lauten Hilferufen und Angst- und Wehgeschrei im Schlafe. War doch meines Freundes Mutter in Erkenntnis dieser Folgen des Maskenballes bei

uns lange Zeit geängstigt, daß der „Karle“ entweder mondsüchtig wurde oder Anfälle von der fallenden Krankheit hätte.

Lange Zeit nun zerbrachen wir Jungen uns den Kopf, wer wohl hinter dieser oder jener graulichen Larve stecke. Nach ungefähr einer Stunde wurde unsere Neugier gestillt. Sichelnsteins Schuster, mein Freund - er verschmähte übrigens für gewöhnlich schon keinen Schoppen Bier - mochte durch die Quantität des durch einen Strohhalm geschlürften Hopfengetränkes auf dem Saale wohl nicht genug Kühlung für sein heißes Innere haben, genug, er kam herunter zum alten Wedemeyer in die Gaststube und goß hier mit sichtlichem Wohlbehagen einige Glas Bier durch seinen grimmigen Mundschlitz. Und siehe, die wulstigen Papierlippen bekamen dermaßen vom Gerstensaft ab, daß sie erweichten, und als nun noch andere Burschen kamen und Runden getrunken wurden, da hingen bald die Unterlippen der Tiermasken herunter und wir erkannten und begrüßten mit kräftigem Freudengeheul die Träger derselben. Selbstredend wurden wir sofort verjagt, kehrten schleunigst Sichelnstein den Rücken und gingen heim nach Benterode.

Zum Johannisfeste, das der alte Wedemeyer in Sichelnstein einführte, war fast das ganze Obergericht erschienen: Nienhagen, Escherode, Nieste, Uschlag, Benterode und Landwehrhagen hatten Zuschauer zu demselben gesandt. Vor Wedemeyers Hause war ein freier Platz. Hier lud ein mehr als haushoher, glattgeschälter und von unten bis oben reichlich mit schwarzer Seife beschmierter Tannenbaum jung und alt zum Wettklettern ein. Verlockende Preise, bestehend in kurzen und langen „Pfiffen“, von Henze aus „Müngen“ bezogen, bunte Schnupp- und Halstücher - alles oben im Wipfel des Johannisbaumes befestigt, winkten als Lohn für vor den Augen einer vielhundertköpfigen Menge bewiesenen Kletterkunst. Wie mancher schönen, noch vom Vater ererbten und bis dahin ängstlich gehüteten Hose wurde an diesem Tage der Garaus

gemacht! Dröhnende Lachsalven, deren Schall sich bis in den Steinacker hinunterschwang, hallten durchs Dorf, wenn ein beutelustiger Jüngling kraftlos in der Mitte oder im letzten Drittel des Baumes abrutschte. Niemand freute sich dann über solches Pech mehr als der Vetter Wedemeyer: Im Geiste verleibte er die nicht herabgeholten Preise schon dem sonst fast unveränderlichen Bestände seines kleinen Kramladens ein.

Da erschien plötzlich Siegmanns Schuster auf der Bildfläche, ein strammer Bursche mit muskulösen Armen und vor Übermut blitzenden Augen. Er hatte seine Alltagshose angetan und seine Hand- und Fußflächen mit Harz bestrichen. Ein flotter Sprung - und in Mannshöhe hing er am Baume, und dann kletterte er wie ein Eichkätzlein empor und saß nach wenigen Augenblicken schon ausruhend auf der im Wipfel des Baumes angebrachten Querstange. Der alte Pipphardt und seine Musikanten spielten schnell einen Tusch, die Menge schrie mit brausenden Stimmen „Vivat hoch!“ Nun nahm sich der Schuster seinen ersten Preis, eine „korze Pfiffe“ und kam wieder herunter.

Nach ihm kletterten noch mehrere junge Leute am Baume empor, zuletzt auch wir Schuljungen. Von ihnen verschmierte sich mancher sein Höslein; es folgten den Armmuskelübungen am Baume, daheim Handgelenkübungen des Vaters. Auch ich gehörte zu jenen, die an diesem Abend ungebrannte Asche kosteten, sie kamen nur nicht vom Vater; der Großvater, der sie mir verabreichte, schlug nicht so fest, hieb sogar etliche Male daneben. Aber gekriegt habe ich doch welche.

Aus dem dörflichen Leben

Wie überall, so gab der Jahreswechsel den Benterödern Gelegenheit, sich einmal besonders auszutollen. Sippenweise feierte man Silvester, nachdem man zuvor die heiligen Zwölfe in träger Ruhe

dahingebracht hatte. Am Tage der unschuldigen Kinder rührte keiner ein Beil oder ein anderes schneidendes Handwerkszeug an, um ja nicht irgendein Unglück über sich und die Seinen heraufzubeschwören. Eine große Rolle spielte am Silvesterabend das Neujahrsschießen. Alle alten Pistolen, Husarenkarabiner, noch aus der westfälischen Zeit stammend, sowie Feuerstein- und Perkussionsgewehre wurden da zum Schießen hervorgeholt. Das war. immer das größte Ärgernis des im benachbarten Landwehrhagen stationierten Gendarmen, des gesetzlichen Hüters. Am Silvesterabend hielt er sich, des Schießens wegen, meistens in Benterode auf. Sein Notizbuch in der Hand haltend, marschierte er in gesetztem Tritt das Dorf auf und ab und fahndete nach Pistolenschützen. Jetzt war er im Oberdorfe und hielt dort mit dem alten biederen Schäfer Burckhard einen Sermon über die Verderbnis der Benteröder Jugend. Der pflichtete eben den Ausführungen des Herrn Wachtmeisters respektvoll bei, - „bums“, da krachten im Unterdorf ein Dutzend Pistolen in die Nacht hinaus. Im Laufschritt durcheilte der Gestrenge das Oberdorf, horch, da dröhnte es hinter und neben ihm, und nun wußte er nicht, wohin er sich drehen und wenden sollte, um die Übeltäter, die zudem im Dunkel der Nacht verschwanden, zu greifen. Der arme alte Bauermeister Vogeley! Wie manches bittere Wort mußte dieser über diesen Neujahrsbrauch in dem von ihm regierten Dorfe aus dem Munde des Hüters der Ordnung hören, währenddem die Jugend Salven losfeuerte und sie mit lautem Gelächter begleitete. Aber der Gestrenge rächte sich dafür wieder. Wenn im Sommer einmal der Abfluß von den Höfen nicht in Ordnung oder ein Erntewagen in der Hitze der Arbeit auf der Straße stehengeblieben war, dann wanderten auf Anzeigen des Herrn Wachtmeisters viele blanke Taler, durch Strafmandate von den Bauern eingefordert, nach Münden und stärkten den Bestand der Kreiskasse daselbst. Das war dann für die Benteröder Burschen

wieder ein Grund, am nächsten Silvesterabend noch mehr als sonst zu knallen.

Auch bei Hochzeiten wurde geschossen, denn das brachte Glück. Rechts und links bildeten da die Burschen vor der Kirche Spalier, zwischen denen das junge Paar dahinschritt. Über die Köpfe der Neuvermählten und ihres Gefolges knallten dann die alten Donnerbüchsen mit dumpfen Gekrach, gegen das die neumodigen Revolver nicht aufkommen konnten.

Eines Hochzeitsbrauches, der da oben gang und gäbe war, entsinne ich mich noch anhand eines kleinen Erlebnisses. Beim Hochzeitshause wurde das von der Kirche zurückkehrende Brautpaar von einem jungen Mädel mit einer kleinen, wohlgesetzten Rede empfangen. Dann wurde dem jungen Paar ein Ehrentrunk gereicht. Weit hinter sich warf der junge Ehemann das ihm von der jungen Frau gereichte leere Glas, und ängstlich horchten Muhmen und Basen auf seinen Klang beim Zerspringen. Wieviel Schelte kriegte einst einer meiner Mitgespielen, der, im Ballspiel an sicheres Fangen gewöhnt, den Becher mit flinken Händen auffing und ihn dann der alten Base wieder überbrachte! Diese alte Frau ist ihm, solange ich weiß, dieses harmlosen Streiches nicht wieder gut geworden. Der arme Junge hatte es ihrer Meinung nach verschuldet, daß das erhoffte Eheglück im Hause der Neuvermählten ausblieb. Böse Zungen behaupteten zwar, nicht das unzersprungene Glas, sondern das spitze und scharfe Zünglein der alten Base sei schuld an dem häuslichen Unfrieden des jungen Paares, und so wirds wohl auch wahr sein.

Manch anderer Aberglaube war damals im Obergericht vorhanden und ist es vielleicht heute noch. Dem Neugeborenen prophezeite man aus dem Inhalt der durch Zufall mit seinen Händchen am Tauftage aufgeschlagenen Gesangbuchseite seine zukünftigen Lebensschicksale. Wehe, wenn des Säuglings ungelenke Patscher-

chen ein Sterbelied oder Kreuz- und Trostgesänge aufschlugen! Unfehlbar nahte ihm dann allerlei Unglück im Erdendasein. Daß die Katzen des Hauses von Jünglingen und Jungfrauen mit zarter Schonung behandelt wurden, damit am Hochzeitstage sich das Sonnenwetter einstellte, ebenso die Sitten des Osterwasserholens und das Verstecken von erloschenen Bränden und Kohlen vom Osterfeuer unter Krippen und dem Haustürtritt zum Schutz gegen Krankheit und Blitzgefahr. Ein Begräbnis gab Anlaß, allerlei Gebrechen loszuwerden. Die alte Z.-Base hieß mich zum Beispiel einst, als ein Toter zum Ort hinausgetragen wurde, meine Fingerwarzen im Bach unter Absage eines Zaubersprüchleins waschen, damit sie nach dreimal drei Wochen verschwinden möchten. Man wünschte auch dann Dahingeschiedenen allerlei Krankheiten an und gab ihm einen Reisepfennig unter das Haupt, wodurch er verpflichtet wurde, stets der Hinterbliebenen zu gedenken.

Die vorhin genannte kluge Frau besprach alle möglichen Gebrechen, stillte das Blut, bannte den bösen Blick und kehrte verlorene Liebe wieder um. Beim Ausbruch des Krieges von 1870/71 machte sie sogar den liebenden Mädchen ihre draußen vor dem Feinde stehenden Schätze kugelsicher. Mochte der Herr Pastor noch so eindringlich von der Kanzel mahnen, Gott die Ehre zu geben, und der Herr Schullehrer in der Kinderlehre noch so viel zur Aufklärung sagen, der Aberglaube gedieh ruhig weiter und trieb sogar lichtscheue Blüten, deren eine ich hier darreichen möchte. Raunte mir da eines Tages ein Spießgeselle zu, daß der alte B. in Bälde vertrocknen müsse. Auf das Warum und Wie dieser mir Grausen erweckenden Nachricht wich mir mein Gespiele so lange Zeit aus, bis er nach vielen Beteuerungen meinerseits, Stillschweigen zu wahren, mir erzählte, daß die Fußstapfen des B. von einem gewissen N., seinem Todfeinde, ausgehoben worden seien und nun in einem Sack im Schornstein des N. hingen. In demselben Maße, wie die frische Erde in dem Sack zusammenschrumpfe, trockne auch

B. aus. Wie oft habe ich nach diesem alten Manne geschaut und wie sehr mich gefreut, daß ihm dieser Zauberer nichts schadete. Der N. aber war uns von dem Tage an ein Gegenstand des Abscheus und blieb mir selbst dann noch widerwärtig, als wir die Lächerlichkeit und Albernheit seines Tuns begriffen.

Jugendfreundschaft

Gar viele Erinnerungen meiner Jugendzeit sind eng mit einem Freunde verbunden, mit dem ich mich schon zusammenfand, als ich selbständig die Hose anzuziehen vermochte. Karl Rippel hieß er und hatte noch mehrere Geschwister daheim, sämtlich artige, wohlerzogene und niedliche Kinder, der Reihe nach von oben bis unten. Sein Großvater, seines Zeichens ein ehrsamer Schuhmachermeister, verfertigte mir meine Stiefel. Seiner Strenge wegen wurde er von mir sowohl als auch von Karl und seinen Geschwistern gefürchtet. Doch hatte er uns gern und war gut zu uns, wenn wir artig waren. Wenn wir ihn darum baten beschlug er uns im Winter die ganze Sohlenfläche unserer Stiefel mit dicken Kopfnägeln. Auf solchen Sohlen ließ sich dann gut schurren. Schlittschuhlaufen ging nämlich in Benterode gar nicht, denn zur Ausübung dieses Sports fehlten die nötigen Eisflächen. Zu Sichelnstein hatte man freilich einen „Feuerteich“, doch dessen Eisdecke hatte ich, nachdem ich einmal auf ihr eingebrochen und dann, um meine Kleidung zu trocknen, stundenlang im Hause einer Tante ins Bett gesteckt wurde, nicht wieder betreten.

Zu frühester Jugend bekam Karl schon lange Stiefel, mit denen er überall in unserem Wellebach umherwaten konnte, ohne einen nassen Fuß zu bekommen. Ich weiß noch, wie ich ihn um diesen Besitz beneidete und wie manches Wort es mich kostete, ehe ich meinen seligen Großvater die Erlaubnis abrang, mir auch solche langschäftigen Stiefel arbeiten lassen zu dürfen. Als ich die ersten mein eigen nannte, ging ich 14 Tage lang mit aufgeschlagenen Hosen,

um aller Welt meinen Reichtum zu zeigen. Als sie aber infolge zu starker Benutzung früher als sonst durchlaufene Sohlen zeigten, machte der Großvater ein bedenkliches Gesicht. Als ich sie aber ihrem Verfertiger zur Ausbesserung überreichte, faßte der voll Ingrimm über die „hingewüsteten“ Schuhe nach dem Knieriemen und wischte mir mit ihm eins über, obwohl ich mich so eilig als nur möglich aus dem Bereich dieses Schlaginstrumentes zu entfernen suchte. Dies Erlebnis machte mich fortan im Verkehr mit dem Alten sehr vorsichtig. Im Sommer warf ich meine zerrissenen Schuhe durchs Fenster auf die Schusterbank und im Winter nahm sie Lisettchen mit ins Haus, Karls Schwester und meine liebe Freundin. Karl und ich kamen, da wir gleichaltrig waren, zu gleicher Zeit auf die Schulbank und wurden selbstverständlich Nachbarn. Den oberen Platz in unserer Abteilung hatten wir 8 Jahre lang meist abwechselnd inne, je nachdem der eine oder der andere von uns sich mehr oder weniger gesittet betrug, denn im Fleiß waren wir beide wohl immer gleich. Gar bald waren wir in die Geheimnisse der Lesekunst eingeweiht. Von diesem Zeitpunkte an waren keine Indianergeschichten, Räuberpistolen und andere derartige Bücher vor unserer Lesekunst sicher, je blutiger, je besser.

Die verlockenden Bilder, die Coopers „Lederstrumpf“ von der Welt jenseits des Ozeans zeichnete, versuchte der Griffel in unserer des Zeichnens ungewohnten Hand auf der Schiefertafel darzustellen. Karls Leistungen auf diesem Gebiet waren großartig. Urwälder mit wilden Bestien darin abzubilden war ihm ein Leichtes. Sich selbst mit zwei bis drei Flinten bewaffnet, mich als Blockhausbewohner mit Äxten und Sägen ausgerüstet, erlegte Jagdbeute und schreckhafte Indianergestalten darzustellen, war ihm Werk weniger Augenblicke. Eines Tages, als wir in der Rechenstunde bei diesem Treiben die Wandtafel gar zu sehr außer acht ließen, nahte sich die strafende Gerechtigkeit in Gestalt des Herrn Schullehrers und verabreichte uns eine Tracht Schläge wegen Unauf-

merksamkeit. Dadurch wurde unsere Abenteuerlust und unserer kriegerischer Blutdurst auf längere Zeit gestillt. Karl bekam außer der wohlverdienten Tracht noch eine andere Strafe: er mußte zum Gaudium der ganzen Schule einen mit wenigen Strichen auf seine Tafel hingeworfenen Indianerkriegszug erklären. Dann wurden wir, um einer Wiederholung solcher dummer Streiche vorzubeugen, voneinander getrennt.

Strammer als je zuvor zog uns der Großvater aber hinfort zum Studium heran, was zur Folge hatte, daß wir uns auf einer durch den Kreisschulinspektor im benachbarten Landwehrhagen abgehaltenen Schulvisitation als zwei der besten Schüler entpuppten. Dieser Umstand bewirkte, daß sich die großväterliche Strenge gar bald wieder in gütige und nachsichtige Milde umwandelte, deren wir uns in der Folgezeit auch immer würdig zeigten.

Selbstredend schlugen wir ab und zu mal über den Strang, doch blieben unsere dummen Streiche Gott sei Dank dem Großvater meistens unbekannt und wurden außerhalb der Schule geahndet. Einige derselben sind mir unvergeßlich geblieben. Obschon ihre Folgen seinerzeit sehr schmerzhafter Natur waren, sind die Erinnerungen an sie besonders fröhlicher Art.

So erinnere ich mich mit besonderem Ergötzen eines von mir gemachten „Erdbebens“. Veranlassung dazu gab die Schilderung des Vesuvs in der Geographiestunde. Vater des Gedankens, solch ein Erdbeben zu machen, war Karl Rippel. Als Karl und ich uns nach Schluß der Stunde auf dem Schulweg trafen, flüsterte er mir ins Ohr, er habe Lust, einmal ein Erdbeben zu machen. Die erderschütternde Kraft sollte uns die Sprengkraft des Pulvers liefern, die wir im Basaltbruch am benachbarten kleinen Steinberge beim Steinsprengen des öfteren kennegelernt hatten. Die Gefahren, die mit der Verwendung des Pulvers unter Umständen verbunden sind waren uns vollständig unbekannt.

Zwei Hindernisse stellten sich der sofortigen Ausführung unseres Planes in den Weg: einmal hatten wir kein Pulver und zum anderen auch kein Geld, solches zu kaufen. Daß wir das Schießmaterial aus dem naheliegenden Uschlag beschaffen mußten, weil es in Benterode nicht zu haben war und wir mit den Uschläger Kindern der Sitte und dem Herkommen gemäß in Feindschaft lebten und uns ein Besuch dieses Dorfes eine derbe Tracht Prügel eintragen konnte, fiel wenig erschreckend ins Gewicht. Dem Mangel an Geld war gar bald durch Aufsparen einiger Groschen abgeholfen. Auch die anderen Hindernisse überwanden wir. Dank unserer „Pfadfinderbildung“ nach „Wildtöter“ schlichen wir uns eines Abends um die Zeit der Dämmerung zwischen den uns feindlich gesinnten Jungen Uschlags hindurch und gelangten unbemerkt zum Kaufmann Sch. und erstanden für 75 Pfennig bei demselben 3 Pakete Pulver.

In einem stillen Winkel auf dem Friedhöfe, der das Gotteshaus umgab und an Rippels Scheune grenzte, fanden wir einen geeigneten Platz, um unser Vorhaben auszuführen. Es war kurz nach der Erntezeit. Rippels hatten vor Tagen ihren Roggen eingefahren, der - wie sonst nicht oft - trocken geborgen war. Karls Vater hatte ihn vorläufig gebenst, so daß die Ähren unter dem unverschalten, niedrigen Dachgesims hervorhingen und wir bequem Hände voll Stroh davon herunterlangen konnten. Unter der Dachtraufe der Scheune grub ich ein tiefes Loch in die Erde. Dann wanderten zwei Pakete Pulver aus Karls Tasche in dasselbe, nachdem wir zuvor in Ermangelung von Schwefelfäden einen mit Salzsole getränkten Hanfzwirnfaden in dem Sprengstoff als Leitungsschnur befestigt hatten. Dann legten wir Stroh auf das Pulver und deckten die Grube mit der herausgeworfenen Erde wieder lose zu. Dann zündete Karl den Faden an, und nach wenigen Augenblicken schoß eine Feuergarbe aus der Erde hervor, deren Lichtschein uns die Augen blendete und deren Rauch uns vollständig in Pulverdampf einhüllte.

Mir wird heute noch immer schwül zumute, wenn ich an dies Feuerwerk denke, denn was für ein Unglück hätten wir damit anrichten können! Wie leicht konnten Rippels Scheune und das angrenzende Haus ein Raub der Flammen werden, da in beiden schon die ganze Strohernte geborgen war. Gerechterweise folgte dieser Übeltat die Strafe auf dem Fuße nach. Als wir, Mund und Nase ob der ungeahnten Wirkung des Pulvers aufsperrend, einander noch fassungslos anstarrten, spürte ich eine kräftige Faust in meinen Haaren und ein Männerarm bog mich mit gewaltiger Macht übers Knie. Es war Karls Vater. Er verabreichte mir im nächsten Moment eine regelrechte Tracht Hiebe mit einem grünen Haselstocke, den er Karl aus der Hand riß und den ich diesem vor wenigen Stunden geschenkt hatte, damit er ihn zu einem Peitschenstiele verwenden möchte. Mit dem Pulverdampf und nach Anhören meines ersten Klagelautes war Karl verschwunden. Aber die Flucht nützte ihm wenig. Als er in der Abenddämmerung ins Haus schlich, schrie er über den „Willkomm“, den er vom Vater bekam, noch viel mehr als ich über meine Prügel am Nachmittag. Am nächsten Tage schworen wir beide uns gegenseitig, nie wieder ein Erdbeben zu machen. Ist auch nicht geschehen, doch hätten wir mit unserem Rest gebliebenen Pulvers nicht minder großes Unglück anrichten können. Karl wollte es an dem Tage nach dem Erdbeben ins Wasser werfen, doch hinderte ich ihn daran. Als wir dann in der nächsten Zeit den Pächter der Benteröder Feldjagd, einen Mündener Herren, einmal beim Jagen begleiten durften, gewöhnlich nahm dieser gern einige Jungen mit, damit sie die Jagdbeute trugen, wofür sie die Hülsen der abgeschossenen Patronen zur Belohnung erhielten, wuchs in mir der kühne Gedanke, das Pulver zum Hasenschießen zu benutzen. Wir Jungen hielten nämlich auch Jagden ab.

Ich schlug Karl vor, in dem Gebüsch des Wellebachtales demnächst einmal auf Hasen zu schießen und überlegte, woher wir zu diesem Zwecke ein „Schießedings“ nähmen. Karl schüttelte

ungläubig den Kopf meinte spottend, wir fingen eher die flüchtigen Feldbewohner damit, daß wir ihnen Salz auf den Schwanz streuten als durch Schießen. Auch hätten wir, so warf er ein, kein Schießgewehr. Ich wußte eins. Es war eine alte Pistole. Es hatte nämlich beim letzten Silvesterschießen der Bruder von Krafts H., eines unserer Schulkameraden, Pech mit seinem alten Husarenkarabiner gehabt. Der niederschlagende Hahn der altersgrauen Waffe hatte den Zündkegel lädiert, infolge war die Waffe unbrauchbar geworden. Ich vermutete nun, daß Kraft uns diese Waffe, in der übrigens noch ein Schuß steckte, leihen würde.

Wir verabredeten mit ihm am nächsten Sonntagnachmittag eine Zusammenkunft im Wellebachtal, um einige Schießübungen vorzunehmen. Krafts H. erschien zur bestimmten Zeit und bracht die kleine Handkanone, sorglich unter dem Kittel versteckt, herbei. So schießlustig ich auch nun bis dahin gewesen, so schwand doch mein Mut, als ich das gewaltige Ding näher besichtigte. Die Angst vor dem noch in seinem Laufe steckenden Schuß war so groß, daß ich mich kaum getraute, die alte Pistole anzufassen. Neben einer tüchtigen Ladung Pulver war ihr Lauf bis vorn hin mit Papier fest vollgepfropft, daß wir dasselbe durch Kratzen mit starkem Draht beides nicht zu entfernen vermochten.

Um den Karabiner unserem Zwecke dienstbar zu machen, mußte er also abgeschossen werden. Aber wer sollte das tun? Karl? Der war noch viel banger als ich! Denn als H. Kraft uns die Pistole zeigte, wich er gleich einige Schritte seitwärts, kam auch nicht näher heran, obwohl wir ihm fortgesetzt zusprachen und versicherten, es könne gar nichts passieren. Wie sich da Karls und meiner Überredungskunst Schleusen öffneten, um Kraft zu bestimmen, das Wagnis zu unternehmen! Durch Zureden geschmeichelt, kroch er dann auch wirklich auf den Leim und erbot sich, den Schuß abzufeuern. Ich klopfte ein Zündhütchen breit, legte es auf den

beschädigten Kegel, H. drückte ab und es knackte. Der Zündkegel war also verstopft, infolgedessen gelangte das Feuer nicht zum Pulver.

Nachdem wir ihn sorgfältig mit einer Stecknadel gereinigt und ein neues Zündblatt aufgelegt hatten, drückte er zum zweitenmale los. Diesmal gings aber! Habe ich je in meinem Leben einen Knall gehört, so wars der, den die alte Handkanone da von sich gab! H. ließ das Ding vor Schreck aus der Hand fliegen und saß infolge der Rückschlagswirkung im grünen Grase und bleich wie der Tod schauten Karl und ich drein. Als wir sahen, daß H. sich gesund und frisch wieder auf seine Füße stellte, hatten wir beiden Nichtschützen plötzlich einen Heldenmut und führten ein großes Wort, so daß wir gar nicht merkten, daß plötzlich ein viertes menschliches Wesen unter uns auftauchte. Wenzel, des Dorfes alter Feldhüter, der schon seit geraumer Zeit unser Treiben von seinem Versteck aus hinter dem nächsten Busch beobachtet hatte, war es. Was hat er uns in den nun kommenden Minuten geängstigt! Die Anklage wegen Flurschaden imponierte uns von den von uns begangenen Vergehen am allerwenigsten; Jagdfrevel, Wilddieberei, Gefängnis u. s. w. machten uns am ganzen Körper erzittern und ließen uns flehentlich um Stillschweigen bitten.

Was haben wir dem übrigens so braven Mann an dem Tage nicht alles ein- und zugestanden! Die längst vergessenen Apfelräubereien, die keine Untersuchung in der Schule an den Tag hatte bringen können, weil sie mit zu großer Schlauheit ins Werk gesetzt waren, sagte er uns auf den Kopf zu und wir nahmen sie auf unsere Kappe, um nur seinen Zorn zu besänftigen. Zu Würfen in die Prinzenäpfelbäume am Kirchwege und am Kasseler Berge mußten wir uns allerdings mit Recht bekennen. Nach langem Flehn und Bitten ließ er sich dann das Versprechen abringen, diesmal noch Gnade vor Recht ergehen zu lassen, natürlich nur unter der Bedingung,

daß seinen Schützlingen an den Gemeindewegen nichts wieder passiere. Wie flink waren wir dabei, ihm das zu geloben! Pistole und Pulver - beides hatte er uns abgenommen - bekamen wir nicht wieder, was Karl und mir keinen, H. Kraft aber großen Kummer verursachte. Diese Geschichte ist dank der Verschwiegenheit des alten Wenzel niemals ans Tageslicht gekommen. H. Kraft wurde einmal wegen der fehlenden Pistole von seinem Vater ins Gebet genommen, doch bestritt er, irgend etwas über ihren Verbleib zu wissen.

Ein Namenvetter des alten Wenzel hat Karl und mich einmal wegen eines Wurfes in einen seiner Apfelbäume weniger glimpflich behandelt. Das ging so zu. Zur Schule gehörte ein großer Obstgarten, der an Wenzels Hausgarten, der auch mit Apfelbäumen bestanden war, grenzte. Die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches, wonach jeder Obstbaum 2,30 m von des Nachbarn Grenze entfernt gepflanzt werden muß, galten damals noch nicht. Wenzel pflanzte, um sich möglichst wenig zu verschatten, seine Obstbäume dicht an das Schulgrundstück und auch auf diesem standen dieselben nahe an der Grenze, so daß sich die Bäume von hüben und drüben freundschaftlich umarmten wie Hans und Liese, die beiden Nachbarskinder, die einander lieben und übern Zaun hinüber miteinander kosen.

Dunkle Bursfelder, uns gehörig, von mir aber, weil z. Zt. ungenießbar, wenig beachtet, neigten sich in Wenzels Garten und Wenzels helle Streifenäpfel hingen an mehreren Zweigen über unseren. An einem schönen Sonntagmorgen im September unterzogen Karl und ich die hellen Streifen einer eingehenden Besichtigung. „Von Rechts wegen“, meinte er, „gehören sie euch, denn sie hängen in eurem Garten“. Ich pflichtete ihm bei und als wir noch einen Augenblick die verwickelte Tatsache beobachteten, machte ich ihm den Vorschlag, einmal hineinzuschmeißen.

Karl besorgte das mit einem schnell aufgelesenen Knüppel. Kaum hatte der aber sein Ziel erreicht, so schrie mein lieber Genosse wie ein angeschossener Hase. Wenzels rauhe Linke griff fest und unbarmherzig in sein lockiges Haar und seine Rechte verabreichte ihm Streiche, die mit dem Wäschebethel, einen hölzernen, glatten Leinenklopfer, nicht anziehender hätten geführt werden können. Mit einem Satz war ich über den Zaun hinüber und lief vor dem mich verfolgenden Wenzel davon, als wenn mir das Feuer auf den Fersen wäre. Da, ein Fehltritt und lang lag ich mit meinem Waschdrellanzug im feuchten Grase.

Im selben Augenblick war mir Wenzel auch schon auf den Fersen und stürzte auf mich zu, um auch mir eine tüchtige Tracht zu kommen zu lassen. Wie sah danach mein Sonntagskleid aus! Der weiße Drell war grasgrün gefärbt und vor den Knien trug ich zwei dicke Erdpflader. Und nun damit nach Hause. Der lieben Großmutter mußte ich natürlich alles gestehen. Sie schalt mit dem lieben Nachbar, doch was halfs? Ich hatte meine Prügel bekommen und niemand nahm sie mir wieder ab. Karl erzählte zu Hause gar nichts, an seinem Anzug war nichts von dem unerquicklichen Erlebnis zu merken, und das, was ihn schmerzte, zeigt er nicht.

Noch einmal kamen wir in eine ähnliche üble Lage, allerdings ohne eigenes Verschulden. Ein Schulkamerad von uns, er hieß auch Karl und wurde seines körperlichen Umfangs halber von uns Karl der Dicke genannt, lud uns an einem guten Sonntag zum Kirschenessen in ihrem Garten ein. Hinter Kirschen waren wir sehr her. Zwar standen auf dem alten Kirchhofe einige uns gehörende Bäume mit Kirschen, doch waren ihre Früchte klein und unansehnlich und wurden deshalb kaum von uns begehrt, zumal sie noch auf sehr hohen und alten, brüchigen Bäumen saßen. Der Invalide Herbst verkaufte alle Jahre von seinen dicken Glaskirschen, doch reichten unsere Geldbestände nicht hin, um unseren unverwüstlichen

Magen zu füllen. B.'s Kirschen aber stammten von Herbst's Baum. Der Vater unseres Freundes hatte in seinen jungen Jahren eigenhändigt den jetzt fruchtbeladenen Baum seines Gartens gepflanzt und gepfropft.

Anfänglich lehnten wir die Einladung zum Schmause ab, denn eine dunkle Ahnung sagte uns, daß B.'s Vater, der über eine stattliche Reihe von Kindern verfügte, wohl kaum seines Sohnes Freigiebigkeit gutheißen würde. Doch als uns letzterer bestimmt versicherte, sein Vater habe ihm gestattet, seine Freunde zu bewirten, nahmen wir Gelegenheit, des Sonntagsstaates nicht achtend, ihren Garten aufzusuchen und hinter ihm her in den Baum zu klettern. Statt der Stare, Sperrlinge und Krähen taten wir uns nun in der nächsten halben Stunde an den süßen Früchten gütlich. B.'s Vater hatte uns einträchtig vom Hause abmarschieren sehn. Nichts Gutes ahnend, lenkte er nach einiger Zeit seine Schritte zu seinem Garten und fand uns im Kirschbaum in der vollsten Ernte begriffen. Das versetzte ihn in eine keineswegs rosige Stimmung. Mit barscher Stimme gebot er uns, sofort hinunterzusteigen.

In meinem größten Schrecken schnallte er dabei seinen Leibriemen los. Karl, sein Sohn, folgte seiner Anforderung, sprang hinunter und erreichte damit den festen Boden. Mit einigen Ohrfeigen beschenkt, ließ er ihn von dannen ziehen, ihm bei jedem Klages versichernd, daheim noch mit ihm abrechnen zu wollen. Inzwischen näherte sich auch Karl Rippel der mütterliehen Erde. Dank seiner Behändigkeit erreichte ihn nur einmal der geschwungene Riemen. Nun saß ich noch in dem luftigen Blätterdach und zögerte sehr, mich in die Hände des inzwischen durchaus nicht ruhiger gewordenen Mannes zu begeben. Als ich nach mehrmaliger Aufforderung seinerseits keine Miene machte hinunterzusteigen, machte B. Miene, zu mir hinaufzukommen.

Das war mein Glück! Ein kühner Sprung von dem nicht hohen Baume und in hohem Bogen schnellte ich zur Erde nieder, dabei meiner ganzen Länge nach ins Gras fallend. Mein neuer, bis dahin sorgfältig geschonter Strohhut, der 2 Jahre reichen sollte, war mir bei diesem Sprunge vom Kopf geflogen. Als ich versuchte, ihn zu ergreifen, setzte B., der inzwischen in großer Geschwindigkeit vom Baum gekommen war, zum Laufschritt an, um mich in seine Gewalt zu bringen. Ich zog es darum vor, ohne Hut von dannen zu fahren.

Ein weiter kühner Sprung brachte mich über den nahen Zaun und setzte dem Lauf meines Verfolgers ein Ziel, behielt aber ein gut Teil meiner Sonntagshose, die mir vor nicht langer Zeit der alte Schneider W. in Sichelnstein gemacht hatte und die zu schonen mir noch am Morgen beim Anziehen sehr empfohlen war. Als ich nun im Ärger über mein Unglück dem zornigen Mann eine Nase zu machte, ballte er in seiner Wut meinen zurückgelassenen Strohhut zu einem unkenntlichen Klumpen und warf ihn hinter mir her. Das war ein böses Stündlein, in dem ich dieses Erlebnis daheim beichtete! Auch für Karl hatte es böse Nachwehen, den B.'s Vater erzählte brühwarm die ganze Geschichte seinen Eltern.

Vom zwölften Jahre ab ließ mich mein seliger Großvater bei dem schon gelegentlich bei der Benteröder Kirmes erwähnten Meister Pipphardt in Nienhagen im Geigenspiel unterrichten. Dank meiner musikalischen Begabung und meines Fleißes machte ich schnelle Fortschritte und konnte bald meinem Freunde Karl allerlei lustige Weisen vorgeigen. Von der Zeit an beseelte Karl nur ein Wunsch, auch ein „Musikante“ zu werden. Vom Morgen bis zum Abend lag er seinem Vater in den Ohren, ihm eine Geige zu kaufen und ihn das Violinspiel erlernen zu lassen. Der willfahrte seiner Bitte, schnallte eines guten Tages sein Ränzel, ging fort und kam am

Abend von Kassel zurück, bepackt mit einer schönen neuen Violine.

Fortan hatte der alte Pipphardt zwei Schüler aus Benterode. Unser treuer Begleiter auf dem etwa 3/4 Stunden weiten Weg nach Nienhagen war Amy, unser Hund. Er stimmte zu unseren Weisen in den ersten Stunden schaurige Klagetöne an. Als Karl erst doppelt auf der Geige greifen konnte und infolgedessen zweite Geige spielen konnte, hatten wir genußreiche Stunden beim Meister. Dessen ganze Familie war nämlich sehr musikalisch. Minchen, die Kleinste, konnte den Brummbaß streichen, und die zweite, Settchen, die Geige. Wenn der Alte guter Laune war, mußten sie alle antreten und beim Spielen einer Polka, die wir gelernt hatten, oder auch bei einem Walzer begleiten. Der Alte blies irgendein Horn oder die Klarinette, ich spielte die erste und Karl zweite Geige. Die Mädchen spielten oder strichen den Baß. Was für eine Freude brachten uns diese Stunden! Das schönste Konzert bereitet mir heute nicht den Genuß, den ich damals an diesen kleinen, unscheinbaren Leistungen empfand.

Manchmal wurden auch andere Dinge in der Musikstunde getrieben. Nach des Meisters Grundsatz mußte ein „Musikante“ alles können. Statt im Geigenspiel unterrichtete er uns in der Heuzeit auch mal im Heuwenden oder im Heubensen, wohingegen er uns aber auch gestattete, seine Kirschen und Birnen in Bezug auf ihre Reife zu probieren oder wie andermal seine Blechinstrumente probeweise zu blasen.

Der Weg von Benterode nach Nienhagen führte durch ein schönes, sanftes Wiesental, durchflossen von einem klaren Bächlein, der Ingelheim. In diesem Flüßlein kannten wir jeden größeren Stein, wußten, unter welchen Forellen und unter welchen Ellritzen saßen. Hier trieben wir an den schulfreien Tagen Fischfang. Manches schöne Stündlein haben wir hier mit der Angel verbracht. Weil wir

uns dabei wenig um die Schonzeit der kaltblütigen Wasserbewohner kümmerten, waren wir dem immer sehr aufgeregten Förster, zu dessen Schutzgebiet die Ingelheim gehörte, ein Dorn im Auge, was wir aus den derben Verwünschungen schließen durften, die er hinter uns her schickte, wenn wir bei seinen Anrücken Fersengeld gaben. Manchmal drohte er auch zu schießen, wenn wir nicht stehenblieben, doch fürchteten wir uns weniger vor dem Tode als vor einer vielleicht erfolgreichen Tracht Prügel und liefen darum sorglos weiter, ohne seine gefährlichen Drohungen zu beachten. Den Forellenbestand der Ingelheim haben wir nie geschädigt, denn es ist uns nie eine Forelle in die Hände gefallen, die bissen nicht an. Die wenigen Ellritzen aber, die wir fingen und mit nach Hause brachten, hätten dem Fiskus, wenn er sie gesehen hätte, keinen Schaden verursacht.

An der rechten Seite der Ingelheim zog sich ein kleines Wäldchen hin, Spork genannt. Lärchen, Tannen, Fichten, Birken und Buchen bildeten seinen Bestand und gewährten im Frühjahr durch ihr aufeinanderfolgendes Grün einen prächtigen Anblick. Fast jede größere Lärchentanne barg in ihrem Gipfel ein Rabennest. Über die Familienverhältnisse dieser schwarzen Gesellen maßen wir beiden Musikanten uns ein heimliches Aufsichtsrecht an. Wir sahen die Nester in den Wipfeln der Lärchen entstehen und wußten genau, wann die Frau Rabe in diesem oder jenen Heim ihrem Herrn Gemahl mit dem ersten Ei beschenkte. Wir waren auch darüber unterrichtet, wieviel Eier von dem Tage ab in jedem Nest lagen, wann die Jungen das Licht der Welt erblickten, wann sie Stoppeln bekamen und auf dem Nestrand hockten und ausflogen. Doch muß ich, ehe ich eine liebe „Rabenerinnerung“ auskrame, ein anderes kleines Erlebnis vorausschicken.

Einmal mußte ich an einem schönen Sommersonnabendnachmittage nach Kassel wandern und von dort her einen Braten holen,

denn tags zuvor war in das Schulhaus Besuch eingezogen und an derartigen Tagen wurde der Tisch verschwenderisch ausgestattet, aus welchem Grunde jeder Besuch immer ein angenehmer Gast war. Als ich von Kassel zurückkehrte, erregte in der Vorstadt Bettenhausen ein sprechender Rabe meine Aufmerksamkeit. Der interassante Vogel schrie mit schnarrendem Tone: „Jakob, Fleisch!“ Stundenlang stand ich vor seinem Käfig und staunte den Vogel an. Wohl wußte ich, daß man gefangenen Dompfaffen allerlei kleine Lieder pfeifen lehrte, aber daß man einem Raben das Sprechen beibringen konnte, war mir neu.

Auch Karl, meinen Freund, interessierte mein Erlebnis aufs höchste. Als wir nun eines guten Tages im Spork dahinschritten, während in den Wipfeln der Bäume die schwarzen Leichenvögel krächzten, warf Karl die Frage auf, ob wir nicht imstände wären, einen solchen Tiere menschliche Laute beizubringen. Ohne viel Besinnen faßten wir den Beschluß, unsere Kunst an einem jungen Raben zu versuchen und es dabei an Geduld und Fleiß nicht fehlen zu lassen.

Am nächsten Mittwoch wanderte, sorgsam unter dem Kittel geborgen, ein tiefschwarzer, hoffnungsvoller Sprößling zweier Rabeneltern und zwar der größte und schwerste der Familie, mit nach Benterode. Als Heimstätte erwartete ihn unsere Scheune, denn Karl durfte ihn nicht nach Hause bringen, seiner Geschwister wegen. Auch ich hatte nicht die großväterliche Erlaubnis zur Haltung des Schwarzen, darum wurde er heimlich ins Haus geschmuggelt.

Karl ging voran, um zu erkunden, ob die Luft rein ist. Der selige Großvater war hinten im Garten beschäftigt, die Großmutter ausgegangen, infolgedessen vollzog sich der Einzug unseres Pensionärs ohne jegliche Störung. Hinten in der Scheune wurde er fein unter einem Siebe geborgen, daß wir oben mit einem Brett und mehreren Steinen beschweren mußten, denn ohne diese Zugabe

schob der erstgeborene Rabensohn sein Gefängnis immer hin und her. Amy, unser treuer Spitz, wollte nichts von ihm wissen und stellte sich mit ihm sofort auf feindlichen Fuß, worüber er von mir Wichse bekam. Die Verpflegung unseres Schützlings bot nicht große Schwierigkeiten. Dreimal am Tag stopften wir in seinen schier unersättlichen Schlund gekochte Kartoffeln und tränkten ihn mit Milch. Und er gedieh zusehends bei dieser Kost, keinerlei Störungen in seiner Verdauung beeinträchtigten sein Wohlbefinden.

So ungern wir beide uns von einem etwaigen Fleischbelag unseres Frühstücks oder gar von einem Stück Wurst oder Schinken trennten, so geschah es jetzt doch dem schwarzen Gesellen zuliebe. Nach etwa 8 Tagen begannen wir die Lehrversuche. Stundenlang verschwanden wir zum größten Erstaunen unserer Pflegebefohlenen von der Straße, um uns der Erziehung unseres Zöglings zu widmen. Im Halbdunkel der Scheune lagen wir, den Kopf in die Hände gestützt, vor dem improvisierten Käfig und sprachen dem Insassen desselben wohlartikuliert die verschiedensten Wörter vor. Aber mit schnöden Undank belohnte das Rabenvieh unsere Mühe und Arbeit. Wohl öffnete der am Leib sehr erstarkte Zögling ab und zu den Schnabel, um lautlich sein Dasein anzuzeigen, jedoch ohne den Versuch zu machen, irgendeines der ihm vorgesprochenen Wörter nachzubilden.

Mit langgezogenen, fast trotzig hervorgestoßenen „Krah“ bekannte er sich in einem fort als treuer Sohn seiner Eltern. Nun, wir hatten Geduld. Amy, der nächtliche Hüter des Hauses, beantwortete die Sprachversuche des Raben mit wütendem Gebell; er haßte den Eindringling, der ihn meiner besonderen Zuneigung und manches Leckerbissens beraubte. Etwa drei Wochen lang hatten wir unsere Künste an ihm geübt, als das Tier durch seinen Gesang die Aufmerksamkeit meines seligen Großvaters erweckte.

Als dieser durch ein Geständnis von dem Vorhandensein des Vogels unterrichtet war, gebot er uns, das Tier am nämlichen Nachmittag noch aus dem Hause zu schaffen. Vergebens bat ich Karl, den Vogel in Pflege zu nehmen. Infolgedessen trugen wir ihn mit traurigen Herzen wieder zum Spork zurück. Als ihn Karl nicht weit vom Dorf einmal frei hinsetzte, erhob er seine Schwingen und flog, ohne sich weiter für die ihm zuteilgewordene Pflege zu bedanken, flügelklatschend dem nahen Walde zu.

Vom Burchardsvetter, weiland Gemeindeschäfer in Benterode

Aller Kinder Freund ist er gewesen und besonders der meine, der liebe alte, gute Mann! Wenn das Wetter und der Schulunterricht es einigermaßen erlaubten, so leistete ich ihm bei der Ausübung seiner Berufsarbeit Gesellschaft. Ich half ihm am Tage die Herde hüten und abends beim Dunkelwerden die Hürden schlagen. Dafür hat er mir so manches Liebe getan. Wenn er im Frühjahr die Schafe im Wellebachtale weidete, verfertigte er mir die erste Weidenpfeife und lehrte mich geheimnisvolle Zaubersprüche, die, wenn sie beim Klopfen der Weidenrute gesungen wurden, bewirkten, daß sich die Rinde leicht von dem Holze löste.

Aus geringelter Weidenschale steckte er mir unter Zuhilfenahme von Schwarzdornen kunstgerecht eine Schalmei auf, machte mir eine „Humme“ dazu und setzte mich damit in den Besitz eines Musikinstrumentes, um das mich alle meine Schulkameraden beneideten. Aber der gute Alte konnte noch tausend andere Dinge, die ein Kinderherz entzückten und begeisterten und, wenn es sie erfuhr, zu lebenslänglicher Dankbarkeit verpflichteten.

Der Burchardsvetter lehrte uns, aus Simten (Rischen, Binsen) Katzenstühlchen, Kränze, Soldatenhelme und Körbchen flechten, aus Roggenhalmen Pfeifen machen, aus Weidenruten Wannen und Körbe anfertigen, auf zwei in den Mund gesteckten Fingern

pfeifen, lehrte uns den „Schäferpfiff“, bei dem man die Luft über den im Munde gekrümmten und auf die Zunge gelegten Zeigefinger hinwegblies. Was waren das alles für Künste in den Augen eines Dorfjungen! Viele Jahrzehnte sind schon vergangen, seitdem wir sie erlernten. Es war ums Jahr 1880, als ich mit dem damals schon alten Burchardsvetter hinter seinem Schaftrupp, dem „Klump“, wie man in Benterode sagte, über die Brachäcker, Wiesen, Felder und Triften dahinschritt.

In seiner Jugend war Burchardsvetter hannoverscher Soldat gewesen und wußte uns viel von seiner Dienstzeit unter dem „hochseligen“ König Ernst August zu erzählen. Aus dieser Soldatenzeit stammte noch der Mantel, der den Alten vor der Unbill der Witterung schützte. Das Kleidungsstück war vielfach geflickt und hatte im Lauf der langen Jahre eine grünlich schillernde Färbung angenommen. Eine solche zeigte auch der Hut des Alten, an dessen Entstehungszeit der sich nicht mehr zu erinnern vermochte. Selbstredend machte diese Kopfbedeckung infolge ihres ehrwürdigen Alters auf Form und Farbe keinen Anspruch mehr.

Die Zeit war an dem ehemals strammen Soldaten auch nicht spurlos vorübergegangen. Burchards Haupt war weit vornüber geneigt, sein Rücken gekrümmt. Der Hütedienst ist keine leichte Arbeit. Den ganzen Tag mußte der Alte von früh bis spät auf den Beinen sein; er war eine „Standesperson“, wie er oft scherzend zu sagen pflegte. Zeit zum Sitzen und zum Ausruhen hatte er nur in der Mittagspause. Das Mittagessen brachte ihm seine Frau aufs Feld, wenn er weitab vom Dorf weidete. Stand die Herde in der Nähe des Dorfes, so kamen die beiden kleinen Mädchen Burchards, Minchen und Settchen, damit zum Vater.

Während der Schäfer aß, gaben Frau und Kinder auf die Schafe Obacht, Polly und Lux, die beiden erfahrenen Hunde, halfen getreulich dabei. Als Lohn winkten ihnen die Überreste von der

immer reichlich bemessenen Mahlzeit ihres Herrn. Die Schafe legten sich mittags auch auf kurze Zeit nieder, drängten aber bald wieder zur Weide. Dann mußte der Alte sich erheben und weiter hüten. So wars in der Glut der Julisonne und in den kalten Oktobertagen. So gings auch noch im November, wenn der Raureif auf den Triften lag. Wind und Wetter hatten dem Alten den Aufenthalt in der freien Natur bescheinigt: die Haut seines kahlen Kopfes und die des Gesichts war braunrot gefärbt und fühlte sich an wie altes Pergament. Der mühevollen Beschäftigung Burchards am Tage folgte abends noch eine schwere Arbeit zum Schluß: Das Weitersetzen der Hürde, das sogenannte Hürdeklopfen.

Dabei wurden die Randpfähle der Hürden von ihren vornächtlichen Standpunkten entfernt und auf einem neuen Nachtquartier wieder in die Erde gerammt. Die Hürden mußten dann weitergetragen werden und zwar auf dem Rücken. Das Hineinschlagen der Pfähle mit der großen „Kloppekeule“ und das Fortschleppen der Hürden war eine anstrengende Arbeit, besonders dann, wenn das neue Nachtquartier der Herde auf einem weit abgelegenen Acker aufgeschlagen wurde. Dabei haben wir großen Jungen dem Alten oft geholfen. Unsere flinken Hände hatten die Arbeit bald getan. Dann konnte der Vater Burchard noch vor Eintritt der Dunkelheit seine Schutzbefohlenen in das neue Nachtquartier treiben und auf ein Stündlein ins Dorf zu Weib und Kind gehen. Die Schafe legten sich in den Hürden zur Ruhe, Unzufriedene in ihrer Mitte gaben ihrem Unbehagen durch lautes Blöken Ausdruck. Schließlich aber kam der Sandmann auch zu ihnen und verschloß ihnen die Augen.

Während Burchards Abwesenheit hatten Polly und Lux die Wache. Zuerst umkreisten die Hunde unaufhörlich und schnell die Herden knurrten und bellten die noch vorhandenen Ruhestörer an. Je mehr aber das Blöken und Umherlaufen einzelner Schafe in den Hürden aufhörte, um so sanfter wurde auch die Form des von den Hunden

geübten Wachtdienstes. Polly, der ältere der beiden Wächter, suchte schließlich zu Ruhezwecken den begehrten Platz unter dem Karren seines Herren auf. Lux streckte auf weichem Rasen oder ebensolchem Boden seine Viere aus und nun hielten beide Hunde im Liegen Wache und erwarteten die Rückkehr ihres Herrn.

Der war, so rasch es seine müden Beine erlaubten, ins Wellebachtal hinuntergestiegen und ins Dorf zu seiner Familie geeilt. Die Kinder lagen meistens schon im Bett und schliefen; es kam nicht oft vor, daß sie noch wach waren. Selten umfingen ihre Arme den lieben Vater und gaben ihm einen Gutnachtkuß. Lange Zeit zum Schäkern mit den Lieblingen gabs ja auch nicht. Schnell setzte die Frau ihrem Mann das Abendessen auf den Tisch und nun pflegte sich der Alte am „Gekochten“. Dann kamen noch pünktlich bemessene Minuten im Sorgenstuhl und dann gings wieder hinaus aufs Feld.

Manchmal kam es auch anders. Während Burchard die Abendsuppe genoß, erschien im Hause ein Bote von diesem oder jenen Hofe im Dorfe und bestellte vom Bauern, der „Vetter“ sollte mal kommen, zwischen dem Vieh wäre etwas nicht in Ordnung. Jetzt wurde aus dem Schäfer ein Tierarzt. Hier half er einem Pferde von einer Kolik, dort einem anderen von „verschlagenen Winden“. In diesem Stalle hatte sich eine Kuh im Grünfutter „verfangen“, in jenem galt es, bei einer anderen den Geburtshelfer zu spielen.

Oft saß er die ganze Nacht im Pferdestall, um einem erkrankten Gaule warme oder kalte Umschläge zu machen oder handhabte bis zum Erfolge mit geschickter Hand die Klistierspritze. Oft machte er Einreibungen mit Arnika oder gab den erkrankten Tieren Tränke und Pillen ein. War Burchards Tätigkeit im Stalle beendet, so guckte fast immer schon die Sonne vom Steinberge herunter. Müde und matt wankte dann der Alte aufs Feld zu den Hürden. Die Schafe begrüßten ihn mit lautem Geblök und die Hunde mit

freudigem Gebell. Schlaf gabs nun für den Alten nicht mehr. Ein Stündlein Ruhe mit einem „kleinen Nickerchen“ vermochte seinem Körper nicht die Kraft zu dem neuen Tagewerke zu geben.

Aber so wars nicht immer. Gewöhnlich gings nach dem Abendbrot zu Felde. Den beiden Hunden nahm er im Henkeltopf ein gekochtes Futter mit hinaus. Lux, der jüngere der beiden, war stets gegen eine gleichmäßige Teilung der Arbeit. Mit Knurren und Zähnefletschen trieb er bald den Polly vom Futternapf fort und beanspruchte den noch vorhandenen Futteranteil für sich allein. Der alte Polly hatte infolge seiner vielen Jahre nicht mehr solchen Appetit und da ihm der Frieden mit seinem Arbeitsgefährten höher stand als ein übervoll gefressener Magen, so trat er zurück vom Futternapf und überließ den Rest des Futters dem Lux.

Nun machte der Schäfer Anstalt zum Schlafengehen. Er schloß den Kasten seines Karrens auf, schüttelte den Strohsack seines Lagers mit viel Geschick locker und schob sich dann rücklings auf das Lager in den Kasten hinein. Durch öfteres Hin- und Herwenden seines Körpers kam dieser bald in eine den Umständen angemessene Lage. Bellten nun die Hunde noch, so gebot er ihnen Ruhe. Jetzt wurde es still auf der weiten nächtlichen Flur. Auf Burchards Augen senkte sich schnell ein tiefer Schlaf hernieder, denn das Tagewerk hatte ihn müde und matt gemacht. Der alte Schäfer war übrigens im Schlafe noch fleißig, er schnarchte wie ein kleines Sägewerk. Stand der Karren nicht allzu weit von dem an den Hürden vorbeiführenden Wege, so konnte man den Alten „arbeiten“ hören. Die kräftigen Schlafgeräusche übertönten das Schnauben der verdauenden Schafe. Zu warmen Nächten wurde das Lager im Kasten zur Hölle. Der Alte zog dann die Ruhe unter freiem Himmel und unter seinem königlich hannoverschen Soldatenmantel der im Schäferkarren vor.

Böse sind für den Schäfer immer die Gewitternächte. Blitz und Donner scheuchen die Tiere aus dem Schlafe auf und dann drängen die Tiere in dumpfer Ahnung von etwaigem Unheil von dem Orte fort, an dem sie sich befinden. Sie drängen gegen die Hürden, drängen sich dabei zu Tode, brechen aus, wenn die Hürden nachgeben, laufen in alle Winde auseinander und verursachen großen Flurschaden. Zu solchen Nächten mußte der Alte schnell hoch vom Lager. Fortwährend im Wetter um das Lager herumgehend, hieß es durch gutes Zureden die Schafe beruhigen und besänftigen. Einmal im Leben waren ihm die Schafe in einer Gewitternacht ausgebrochen, das hatte viele Taler Schadenersatz gekostet.

Die Mittagspause habe ich oft bei dem Alten verlebt, wenn er die Herde in der Nähe des Dorfes weidete. Um 12 Uhr läutete die Betglocke auf dem Kirchturm. Dann guckte Burchard schon den Weg entlang und schaute nach seiner Frau aus, die ihm das Mittagessen brachte. Oft kamen seine beiden Kleinen damit an. Wie leuchteten die Augen des Vaters, wenn die Kinder ihn schon von weitem anriefen und ihm mit den Händen zuwinkten! Dann sah Burchard nicht, wie der böse Lux die großen Hammel in die Beine kniff, sah auch nicht, wie die naschhaften alten Schafe vom benachbarten Feld eine Handvoll Klee rupften oder ein Maul voll schießende Saat im Vorbeigehen mitnahmen oder vom Rübenacker eine Runkelrübe rissen und im Fortgehen verspeisten. Nach der Mittagsmahlzeit saßen die beiden Mädchen auf dem Schoße des Vaters, streichelten ihm die Wangen und Hände und sagten ihm süße Worte und Wünsche ins Ohr. Sie durften auch die kleinen Lämmchen haschen und für ihr Eigentum erklären.

Dabei ging es oft drollig zu. In dem Augenblicke, als Settchen das kleine schwarze Lämmchen griff, gab ihm dessen besorgte Mutter einen derben Stoß in den Rücken. Infolgedessen schlug das Mädchen einen kräftigen Purzelbaum, worüber alle Anwesenden tüch-

tig lachten und sogar die beiden Hunde mit Geblüff einstimmten. Immer hatte der Vater für die Kinder etwas Besonderes, wenn sie mittags kamen: einen schönen Blumenstrauß, ein paar schöne Erdbeersträuße und im Herbst schöne August- und Prinzenäpfel. Die häkelte er mit seiner Schöppe von den Bäumen an den Gemeindewegen herunter. Dann hatte er einmal eine Tüte mit Bollchen „gefunden“, ein andermal eine oder gar zwei Tafeln Schokolade; er verstand es stets die Herzen seiner Kinder zu erfreuen.

Die Benteröder Feldmark schied der Wellebach in eine östliche und in eine westliche Hälfte. Um von der einen in die andere zu kommen, mußte Burchard mit der Herde durch das Dorf ziehen und zwar in einem großen Bogen den Kirchberg hinauf. Der starken Wegkrümmung wegen konnte der Herde vorangehende Schäfer diese nicht überblicken. Da ergab sich für uns Jungen eine schöne Gelegenheit, die Tragfähigkeit der großen Hammel in der Herde zu erproben. Zu dreien und vieren standen wir in den Höfen und Scheunen am Kirchberge versteckt, wenn der „Klump“ vorbeigetrieben wurde. Sobald Burchard um die Ecke war, packte jeder von uns einen der großen Hammel, schwang sich auf seinen Rücken und ließ sich von dem erschreckten Tier in rasendem Galopp den Berg hinauftragen. Abzusteigen brauchten wir nicht, das Tier warf uns jedesmal herunter. Fiel man in den Straßengraben, so war das die Ursache zu einem Jubelgeschrei der die Schafherde durch das Dorf begleitenden Schulkinder.

Die Bauern und Burchard waren sehr böse, wenn sie diese Reitversuche sahen oder davon hörten. Erwischte uns ein Bauer dabei, so gabs von ihm rechts und links Ohrfeigen. Damals gabs von Ohrfeigen noch keine zersprungenen Trommelfelle oder gar Gehirnerschütterungen wie heute. Der alte Vetter strafte uns mit stiller Verachtung, war uns lange Zeit böse, wir durften nicht mehr mit seinen Hunden herumtollen, nicht mehr mit seiner „Schüppe“ Höhlen

graben und er erzählte uns keine Geschichten mehr. Und die waren so schön, so schaurig, daß uns nicht bloß die Haare zu Berge standen, wenn er sie erzählte, sondern unsere Haut vor Grauen so rauh wurde wie ein Reibeisen.

So hatte er uns zum Beispiel den Heiligenstein und seine Umgebung zwischen Uschlag und Benterode so unheimlich gemacht, daß wir, in der Dämmerung von Uschlag kommend, ihn in weiten Bogen umgingen, um ja nicht den Mann sehen zu müssen, der hier, das abgeschlagene, blutige Haupt unter dem Arme tragend, allabendlich saß, um bis zum ersten Hahnenschrei frühmorgens Wache zu halten. Was für schreckliche Dinge wußte er von dem feuchten Wiesengrunde oberhalb des Dorfes zu sagen, in dem abends Hunderte von Irrlichtern gespenstisch im Dunkel der Nacht umherhüpften! Jedenfalls zogen wir, wenn wir abends bei Burchard gewesen waren, beim Zubettgehen immer die Decke über den Kopf, um ja nicht die gräßliche Gestalt in einer Kammerecke auftauchen zu sehen, die Vater Burchard uns in der Abenddämmerung auf dem Felde hingemalt hatte, oder ihr schauriges Geheul zu hören.

Der Barlohn des alten Schäfers betrug etwa 40 Taler. Dazu gaben ihm die Bauern alle Jahre gedüngtes Kartoffel- und Flachsland. Auch bekam er Naturalien, zum Beispiel Weißkohl, Steckrüben, auch wohl etwas Roggen und Weizen. Jeder Bauer mußte ihm beim Schweineschlachten eine Anzahl von Würsten liefern. Von jedem aus seinem „Klumpe“ geschlachteten Schaf bekam er Lunge, Leber und das „Gestrütt“ (das Gehänge, von dem man Kaldaunen kocht). Wurden Schafe verkauft, so gehörte es sich, daß der Schäfer pro Stück ein gewisses Trinkgeld bekam. Der Schäfer hatte frei Hut und Weide für eine Kuh und zwei Schweine, sowie für 30 Schafe im Trupp. Diese mußten ihm im Winter frei durchgefüttert werden. Hatte Burchard nicht 30 Schafe zu eigen, so

durfte er für die ihm fehlende Anzahl Tiere solche von fremden Bauern in Pension nehmen und erhielt von diesem im Sommer Hüte- und im Winter Futtergeld. Im Herbst verkaufte der Alte die Wolle seiner Schafe, verhandelte auch seine Tiere zum Schlachten nach Kassel oder Münden. Er führte den Bauern den Wollhändler zu und bekam Prozente für die abgeschlossene Verkaufssumme.

Alles in allem gerechnet, flossen in des Schäfers Hand im Laufe des Jahres eine stattliche Handvoll Taler zusammen. Sie alle wanderten nach Münden auf die Sparkasse oder wurden auf Schuldschein an Dorfbewohner, die zum Ankauf von Land oder Vieh Geld nötig hatten, verliehen. Die Kosten des Haushalts bestritt die Burchardswase aus den Erträgnissen des Gartens, des Stalles und des Hühnerhofes und des eigenen Landbesitzes. Als Settchen und Minchen in das Heiratsalter kamen, waren sie nicht nur wohlerzogene, mit der Arbeit und Wirtschaft durchaus vertraute Mädchen, sondern Partien; sie hatten etwas „einzubrocken“, wie man im Dorfe sagte. Als tüchtige Frauen haben sie die Burschen glücklich gemacht, die sie als Bräute zum Altar führten. Auf dem stillen Friedhöfe in Benterode ist Vater Burchards Grab. Lange Jahre hindurch erfreute es sich sorgsamer Pflege. Dann nahmen grünes Gras, Marienblümchen und Vergißmeinnicht von ihm Besitz. Seit einigen Jahren ist der verfallene Grabhügel eingeebnet. Die jungen Leute im Dorfe wissen nichts mehr vom alten Burchardsvetter. Aber wir alten „Kerle“, die Jungen von damals, erinnerten uns seiner noch, als wir zusammensaßen. Alle von damals waren nicht mehr dabei. Gar mancher ist dem alten Schäfer schon auf den Friedhof nachgetragen worden und ruht, wie der Alte, dort unter dem grünen Rasen.

Schlachtefest in Benterode

Ebenso wie das liebe Weihnachtsfest ersehnten wir das Schlachtefest herbei, an dem der alte Burchard, der im Winter als Schlachter

von Haus zu Haus zog, unser fettes Schwein in Wurst, Schinken und Speck verwandelte. Zu diesem Ereignis rüstete die Mutter tagelang vorher das ganze Haus. Der kupferne Kessel wurde gescheuert, der Brenntrog auf seine Dichtigkeit geprüft und Burchards Hackeklotz vom Nachbar herbeigeholt. Letzteres war immer unser Geschäft. Zwar verursachte mir derselbe viel Arbeit und Mühe, doch unterzogen wir uns ihrer gern im Hinblick auf die uns an dem fetten Tage erwartenden leiblichen Genüsse.

Das Schlachtefest genießt in Benterode eine besondere Würdigung, es wird nämlich in der Familie und auch in der Bekanntschaft mit Alt und Jung gefeiert. Ich durfte mir immer 3 bis 4 meiner liebsten Freunde zur „Wurstesuppe“ bestellen. Jeder Hausvater bat seine nächsten Verwandten an dem Tage zum Vesper und zu Tische, ja, je nach der Schweinegröße, auch seine „Solobrüder“ mit denen er am Sonntagnachmittag Karten spielte.

Frühmorgens, wenn die Mutter das Brennwasser heiß machte, erschien Burchard mit seinen Schlachtegeräten. Mit ernster Miene forderte er uns auf, den Schwanz des Schlachttieres zu halten, da er sonst dasselbe nicht schnell vom Leben zum Tod bringen könne. Wenn er sein langes Messer am Wetzstab strich, ahnte das arme Säulein im Stalle schon sein Schicksal. Laut fing es an zu schreien und die übrigen Stallbewohner schrien aus Anteilnahme mit, so daß ein ohrenzerreißendes Spektakel auf dem Hofe entstand. Die Weibsleute der Häuser hielten sich die Ohren zu und vergossen nicht selten Tränen über das traurige Schicksal des vor seinem Lebensabschluß stehenden, todgeweihten Borstentieres. Die beherzten Nachbarn dagegen drangen in den Stall, zogen mit derben Fäusten das fette Tier heraus und warfen es auf dem Hofe zu Boden. Würdevoll kniete dann Burchard auf ihm nieder und stieß ihm das Messer in die Gurgel. Manchmal dauerte es lange, ehe das Tier zum Sterben kam. Entweder hielten wir dann das Schwänzlein

nicht ordentlich oder die Weibsleute in der Küche hatten das sterbende Tier zu sehr bedauert.

Nachdem dasselbe dann enthaart und an einem eisernen Bügel am Hause aufgehängt worden war, schritt Burchard zu seiner Zerlegung. Mit offenem Munde umstanden wir alle den Alten, um seine Belehrungen über Lunge, Leber und „Gestrütt“ hinzunehmen. Kein Professor kann bei seinen Vorlesungen eine dankbarere Zuhörerschaft haben als der alte Schäfer bei dieser Hantierung. Am Nachmittag mußten wir beim Hacken des Fleisches helfen. Das Fleisch wurde auf einem langen vierbeinigen Klotze ausgebreitet und dann fein gestoßen. Jeder von uns Gesellen bekam ein solches und dann mußten wir, mit dicken Mützen behauptet, hacken. Den Kopf mußten wir bedecken, damit ja keine Haare zwischen das Fleisch fallen konnten. Wer sich einmal schnauzen mußte, entfernte sich vom Klotz und durfte erst, nachdem er sich in der Küche die Hände gewaschen hatte, wieder zurückkehren.

Mit der Zeit kühlte sich unsere anfängliche Arbeitslust sehr ab. Wenn um 4 Uhr nachmittags die Vettern erschienen und nach dem Kaffee bald in der kleinen Stube verschwanden, woselbst schnell einige Tische zum „Solo“ hergerichtet waren, fingen wir einer nach dem anderen an, uns heimlich zu drücken, um den „Alten“ zuzusehen. Mehr als einmal mußte uns dann Burchard wieder heranrufen und zum Arbeiten anfeuern.

Am Kartentische aber wurde es von Viertelstunde zu Viertelstunde gemütlicher, das heißt immer fröhlicher, manchmal auch ein wenig laut und aufgeregt. Vermutlich war das der Fall, wenn sich einer zu seinen Gunsten vergeben oder seinem Nachbarn in die Karten gesehen hatte, oder wenn zwei zusammenspielten und sich allzusehr und offen mit den Füßen unter dem Tische verständigten. Das Spiel wurde zwar nur um geringe Einsätze getrieben, dennoch verlor aber niemand gern, denn Geld ist für den Bauern sein zu Metall

gewordener Schweiß. Deshalb spielte man oft um geringwertige Gegenstände, zum Beispiel Vietsbohnen.

Je länger in den Tag hinein, je mehr mußte uns der Schlachter zur Arbeit antreiben. Wenn er das Hackfleisch gesalzen und gepfeffert hatte, durften wir zur Belohnung unseres Fleißes einmal davon kosten. Dann mußte aber wieder so lange gehackt werden, bis der Klotz an seiner Unterseite warm wurde. Gar manchmal ruhte da bei uns harmlosen Gesellen ein Eisen, während die Hand rasch unter den Tisch fuhr, um nachzufühlen, ob der geforderte Wärmegrad schon vorhanden war. Mit einem Male verkündigte uns dann der alte Burchard, daß es genug sei mit dem Stoßen und das Fleisch fein genug wäre. Dann wurde das Mett vom Klotze herabgenommen und es kam nun das gekochte Fleisch an die Reihe und wurde zur Rot- und Leberwurst verteilt oder auch teilweise der Mutter zum Schmalzen überwiesen.

Nun begann unsere Ernte, denn jetzt verteilte der Schlachter die aus den gekochten Seitenstücken des Fleisches gezogenen kurzen Rippchen, „Suckelknochen“ genannt, die wir, dank ihrer Mürbe, mit unseren Zähnen zermalmen konnten. Auch die Nieren des Tieres spendete er uns, womöglich sogar ein Stück „Mörfleisch“. Mittlerweile regte sich auch bei den Vätern ein Glöcklein in der Brust, der Magen forderte nach stundenlanger Enthaltsamkeit sein Recht. Drum gings ans Vesper. Dazu gab es Steak mit Essig, Zwiebeln und einen Korn, das heißt eigentlich wohl mehrere, der besseren Bekömmlichkeit wegen. Hinterher begann für uns die leichtere Arbeit, die Zerkleinerung des Kochfleisches. Dabei gab uns dann Burchard seine Gruselgeschichten zum Besten und zwar wurden sie in dem Maße grausiger und blutiger, wie wir müder wurden.

Nachdem einer der Anwesenden die „Lustigen Hannoveraner“ angestimmt hatte, war es vorbei mit dem Kartenspiel. Die

Unterhaltung spielte dann auf andere Gebiete hinüber, von denen der Krieg eines der beliebtesten war. Es kam anno 1860 dran, dann 70/71. Von dem Augenblick an war unser Interesse an dem beginnenden Wurststopfen und dem damit verbundenen Wurstbinden geschwunden. Zu dieser Hantierung wurden wir abwechselnd herangezogen, wenn nicht der eine oder andere von den Erwachsenen, dessen Heldentaten oder Soldatenerlebnisse man in der kleinen Stube bezweifelte, diese verstimmt verließ, um uns abzulösen.

Sehr spät fand immer die Abendmahlzeit statt. Bei derselben gabs 4 Gänge. 1. Gang: Reissuppe, von Fleischbrühe gekocht, mit schmackhaften Fleischklößen. 2. Gang: Sauerkohl mit heißem Steak oder Rippenspeer. 5. Gang: Frische Rotwurst mit Kartoffelsalat und zu guterletzt Wurstsuppe mit Blutbirnen. So gern ich die Wurstsuppe aß, so sehr schauderte mir vor dem letzten Gerichte, das aus gekochten und in gesüßtem Schweineblut gereichten Birnen bestand. Zu aller frühester Zeit bewog mich nur des Schlachters Drohung, das aufgegebene Gericht mir in die Tasche zu schütten, dazu, dasselbe zu probieren.

Wurstsuppe dagegen liebten wir Jungen fast alle. Um sie herzustellen, wurde kräftiges Landbrot in Scheiben geschnitten und mit heißer Wurstbrühe übergossen. Nachdem dasselbe dann in den folgenden Tagen in der Ofenröhre angewärmt, wenn möglich sogar angeröstet worden war, speisten wir gern davon. Vom Schlachtfest bekam jedes Kind eine kleine Wurst mit nach Haus. Dieselbe verzehrten wir am nächsten Morgen während der Frühstückspause in der Schule. Gewöhnlich enthielt diese Wurst die letzten Reste aus der Blutmulde, was jedoch unseren Appetit beim Verspeisen in keiner Weise beeinträchtigte. Es ist eben ein eigen Ding um den Geschmack der Jugend, und Benteröder Jungen waren zu der Zeit noch bescheiden.

Eine Götterspeise waren für mich immer die mit der Schale auf offenem Feuer gebratenen Kartoffeln. Wochenlang habe ich einem Gespielen für 5 solcher „Röstäpfel“ mein Frühstück hingegeben und war glücklich darüber. Ich tauschte sie auch gegen Apfel ein. Im Herbst nach dem Kartoffelroden brieten wir uns diese Kartoffeln draußen auf dem Felde in der Glut der Kartoffelkrautfeuer selber; auch an Sonntagnachmittagen zündeten wir, falls wir vor dem Feldhüter sicher waren, zu diesem Zwecke ein Feuer an.

Die gastronomischen Ansprüche der Benteröder sind nicht hoch. Man aß hier nur am Sonntag frisches Fleisch. Die Hausmutter verstand es, eine delikate Suppe davon zu bereiten und ihm dann noch durch eine würzige Tunke einen besonderen Wohlgeschmack zu geben. Als hauptsächlichste Beigabe zu dem gekochten Fleisch galt der Meerrettich, der, nebenbei bemerkt, mein Leibgericht bildete. Die Vorliebe für dieses Gericht hat mir einmal zu einer tüchtigen Mahlzeit verholfen.

Ich wurde einst in dem Hause eines Webers zu Gast geladen, mit dessen ältesten Sohn ich befreundet war. Ich sagte umso lieber zu, als mir mein Kamerad verkündigte, daß es auch „Marrnik“ gäbe. Ich setzte mich an den großen Tisch, erhielt einen irdenen Teller mit der sinnigen Inschrift „Schulden essen mit uns aus der Schüssel, Mensch, drum mache keine mit deinem Schnüssel“ (Mund), empfing einen Holzlöffel und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Karls Mutter brachte eine mächtige Schüssel herbei, gefüllt mit einem dampfenden Brei, es war Meerrettich. Ein zweiter großer irdener Napf mit Kartoffeln folgte. Als ich der Hausmutter Frage, ob ich gern Meerrettich möge, schüchtern bejahte, fuhr Karls Vater tief mit dem Schleif in den Brei, um ihn dann gefüllt in meinen Teller zu entleeren. Kartoffeln holten wir uns nach Belieben aus der großen Schüssel mit der Gabel heraus.

Die Mittagsmahlzeit war mir zwar immer sehr lieb, wurde mir aber diesmal sehr schwer. Ich hatte nicht nur meine Not, die übergroße Portion zu vertilgen, denn Aufessen war unanfechtbarer Befehl des Vaters, ich mußte mich auch noch weiterer Zugabe fortwährend unter dem Ausdruck lebhaftesten Dankes erwehren.

Lieber war ich da einmal bei Handiemers Karl zu Gast. Sein Vater hatte in früheren Jahren das Stellmacherhandwerk betrieben und besaß aus dieser Zeit noch allerhand Sägen, Bohrer und Hobel. Mit ihnen zu arbeiten war meine Lust und der Grund, weshalb ich Karl oft besuchte. Sein Vater, ein Witwer, hatte eines Tages Schnippelbohnen gekocht und sie stark mit Rahm abgerührt. Das schmeckte mir derart gut, daß ich meine selige Großmutter mit vielen Bitten dazu brachte, die Bohnen auch auf diese Weise zu verfeinern.

Benteröder Holzreise

Einmal im Jahr gabs im Schulhause ein großes Essen, zwischen Weihnachten und Neujahr. Es wurde den Bauern gegeben, die aus der über zwei Stunden entfernten Gemeindeforst das Deputatholz für die Schule und den Lehrer anfuhren. Das Heranfahrenlassen dieses Holzes war eigentlich Sache des Lehrers und wäre für diesen, wenn es hätte bezahlt werden müssen, eine ziemlich kostspielige Geschichte gewesen. Doch wurde es von einigen der Schule und ihrem Lehrer besonders wohlgesinnten Hofbesitzern kostenlos ausgeführt, wofür dann als Gegenleistung jenes Essen gegeben wurde.

Am liebsten fuhren die Bauern, ganz gegen Gewohnheit und Herkommen, in den heiligen Zwölfen, also zwischen Weihnachten und Neujahr. Zu dieser hatte mein Onkel, der damals das Königliche Schullehrerseminar in A. besuchte, Ferien. Sämtliche Fuhrleute freuten sich, ihn zum Begleiter auf der „Holzreise“ zu haben. Er war nicht nur ein hurtiger, fröhlicher Geselle und im ganzen Dorfe

ein gern gesehener „Junge“, er hatte auch die Angewohnheit, beim Holzfahren mit dem väterliehen Gelde leicht umzuspringen, wodurch sich die Holzfahrt immer zu einem kleinen Feste gestaltete.

Hin- und herwärts mußten die Wagen das Dorf Nienhagen passieren. Der Krugwirt dieses Ortes schmunzelte schon frühmorgens, wenn der aus zehn bis zwölf Wagen bestehende Zug vor seinem Hause Rast machte und sämtliche Fuhrleute zum Frühstück bei ihm einkehrten. Es war das ganze Jahr hindurch immer eine der Hauptsorgen meiner seligen Großmutter, die zu diesem Imbiß nötige alte Mettwurst zu hegen, denn das Frühstück wurde an diesem Tage selbstverständlich vom Schullehrer gestellt, ebenso wie das Vesper und das warme Abendessen. Länger als beim Frühstück hielten sich alle Teilnehmer der Fahrt beim Vesper auf der Rückfahrt in Nienhagen auf. Man wärmte sich nach der Rückkehr aus dem Walde zunächst im Wirtshaus die durchfrorenen Glieder und blieb hier dann stundenlag, um sich einer ausgelassenen Fröhlichkeit hinzugeben.

„Schulmeisters Ernst“ setzte sich an die alte Drahtkommode und spielte zu dem Liedstück der Benteröder, dem Liede von den „Lustigen Hannoveranern“, so gut als es gehen wollte, die Begleitung. Fünfzehn bis zwanzig rauhe Kehlen bemühten sich jetzt, ihr patriotisches Empfinden im Gebiet der Töne zum Ausdruck zu bringen. Und wahrlich, wenn das Herz der Sänger fürs Vaterland in dem Maße schlug, wie ihre Töne mit Kraft und Nachdruck sich den Ohren der Zuhörer mitteilten, so waren sie alle gute Patrioten.

Bald erschien, von einem Boten herbeigeeilt, auch der alte Meister Pipphardt mit seiner Geige. Er strich unter Begleitung des Klaviers seine schönsten Weisen; bald fröhliche Weisen, bald lustige Hopser und Walzer. Die jüngsten Teilnehmer der Fuhrgesellschaft liebäugelten dabei mit den herbeigeeilten Mädchen der

Nachbarschaft und im Handumdrehen rückte man Tische und Stühle zusammen und schwenkte sich im Tanze. Selbst die alte Kronwirtin blieb von einem Tänzchen nicht verschont, so sauer es ihr auch ihrer Korpulenz wegen werden mochte. Jedenfalls gab sie keinem Anwesenden einen Korb, schon des ungewohnten Umsatzes wegen, den dieser Tag ihrem Schankbetriebe brachte. Nach vielstündigem Aufenthalte und vielen Gläsern Grog trennte man sich erst von Nienhagen. Mutter G., die Wirtin, wurde gebeten, die Rechnung aber erst Mitte Januar zu schicken. Wenn dieser „Schmetterling“ ins Schulhaus zu Benterode einflog, erboste sich der Herr Schullehrer stets über seinen „leichtsinnigen Schlingel“. Doch der war dann längst wieder fort und der Umstand, daß über des friedfertigen Vaters Zorn nie die Sonne unterging, bewirkte, daß der Ärger über Nacht wieder vergessen wurde, wenn die Osterferien ins Land zogen, war die bezahlte Rechnung längst vergessen, vollends, wenn der Junge ein gutes Zeugnis mit nach Hause brachte.

Imposant war der Einzug des „Holzzuges“ im Dorfe. Acht bis zehn Wagen, mit je 3 bis 4 Pferden bespannt, kamen im langsamen Schritt ins Dorf hineingefahren, wobei die infolge des ungewohnten Lärmes aus den Häusern geeilten Frauen und Kinder rechts und links Spalier bildeten. Auf dem hinteren Handpferde eines jeden Wagens saß immer der Bauer, auf dem vorderen der Knecht. Der Bauer führte die Zügel, der Knecht die Peitsche. Die Köpfe der Pferde waren mit bunten Bändern und Zigarrenkisten behangen. Hier und da drohte aus der Reihe der Zuschauer eine Mutter ihrem Eheherrn mit dem Finger, wenn sein Sitz im Sattel gar zu unsicher war oder sein Gesicht in allzu lebhaften Rot erstrahlte.

Der letzte Abschnitt des Weges, der Kirchberg, wurde im Trab genommen. Laut kreischten die Frauen auf, wenn die Pferde schneller trabten und hier und da beim festen Ausgreifen der Tiere die

Funken stoben. Vor der Schule wurde Halt gemacht. Der Herr verließ seinen Sitz auf dem Handpferd und begab sich ins Schulhaus. Der Knecht besorgte die Pferde, um dann später auch zum warmen Abendessen zu erscheinen.

Auf der Abendtafel spielte der Schweinebraten die Hauptrolle. Dazu gabs einen frischen Trunk und nach Beendigung der Tafel eine gute Zigarre. Stundenlang nachher sah die Schule an diesem Abend noch liebe Gäste, von denen viele früher des Schullehrers Schüler gewesen waren. H. K., einer der jüngsten unter den Fuhrleuten, hatte in seiner Schulzeit beim Herrn Schullehrer das Klavierspiel erlernt. Mit den von der Arbeit hart gewordenen Händen spielte er an diesem Abend stolz ein noch immer ziemlich umfangreiches Repertoire von Märschen und Liedern auf dem Klavier herunter. Er sowohl wie sein Bruder hatten es in der Musik so weit gebracht, daß sie sonntags die Orgel beim Gottesdienst zu spielen imstande waren.

Freilich wollte es mit der Begleitung des Herrn Pastors beim Kollektengesang nie so recht klappen, doch hatte, nach H. K's Behauptung, der unmusikalische Pastor daran die Schuld. Dagegen spielten die beiden Brüder sicher und gewandt die Choralmelodien nach luziffertem Baß herunter. Besondere Wucht legte H. K. stets in den Ausgang beim Gottesdienste, den er natürlich immer mit voller Orgel brachte. Der alte Feldhüter W., der zugleich Bälgentreter war, wußte dabei den nötigen Wind kaum anzuschaffen. Wenn er nach Verschluß der Bälge und der Kirche und Ablieferung des Schlüssels im Lehrerhause den Heimweg antrat, wischte er sich noch immer mit seinem blaukarierten Taschentuche den Schweiß von der Stirn, den ihm die ungewohnte Arbeit gemacht.

In gleich liebenswürdiger Weise wie die Holzanfuhr besorgten die Bauern auch die Bestellung unseres Ackers. Die Schule hatte nämlich in ihrer Dotation etliche Morgen Land, auch besaß der

Großvater wenige Acker als persönliches Eigentum, wenn im Herbst oder Frühjahr die Saatzeit herankam, dann klopfte eines guten Tages einer der Bauern an unser Fenster und forderte für den nächsten Morgen das Saatgut an. Es erschien dann zur bestimmten Zeit der Knecht des Bauern und holte das Saatkorn ab. Er bekam ein Wurstbrot und ein Kännchen Branntwein zum Frühstück.

Der Knecht pflügte dann das Land, und sein Herr besäte es. Zur Zeit der Ernte mahnte uns ein anderer Bauer zum Roggenschneiden, das wir dann von einem Arbeitsmann besorgen ließen, worauf dann der Roggen auch von dem Bauern eingefahren wurde. Zum Dreschen fanden sich oft genug die Burschen aus dem Dorfe ein. Derartige kleine Handreichungen bekamen dem durch großen Gehaltsbezug nicht schwer gemachten Geldbeutel des seligen Großvaters sehr gut, denn die Besoldung war sehr mäßig und reichte nicht aus, um fünf Kinder sorglos aufzuziehen und etwas werden zu lassen.

Abgaben der Gemeinde ans Schulhaus

Wie ich schon erwähnte, waren die Einnahme eines alten Dorfschulmeisters zu meiner Jugendzeit - ich wurde 1870 geboren - nur gering. 760 Mark Gehalt gabs damals nach dem Dienstanschlag. Einen nicht unerheblichen Posten nahmen aber in dieser Summe die Naturallieferungen und die Landdotationen ein. Mit der Landwirtschaft war kaum etwas zu verdienen, denn der selige Großvater verstand sich nicht darauf. Darum überwachte diesen Erwerbszweig die selige Großmutter, die aus bäuerlichem Hause stammte und, so viel als es nur irgend ging, die Sache in Schwung brachte. Zu Zeiten hatten wir eine Kuh und ein Rind im Stalle, ein oder zwei Ziegen nebst vier bis fünf Schafen, zwei Schweine, acht bis zehn Gänse und etwa zwanzig Hühner.

Wenn es glückte, konnten dann alle zwei bis drei Jahre ein Schwein oder ein Rind verkauft werden und dann wurde einmal alles „glatt“ gemacht, was von den Barbezügen der Stelle nicht gezahlt werden konnte.

Für das tägliche Brot war in ausreichender Weise gesorgt. Die Schule hatte von den Häusern der Realgemeinde etwa 200 Brote jährlich zu fordern. Viele dieser Brote ließ sich der Großvater aus mancherlei Gründen mit Geld bezahlen, obschon er davon einen Schaden hatte. Zu den Naturalbezügen gehörten auch die Roggenlieferungen zu Michaelis, die Flachsabgabe zu Martini, die Wurstspende zu Fastnacht und die Eierlieferungen am Gründonnerstage.

Der Roggen wurde im Schulzimmer von den Bauermeister erhoben. Die Quantität pro Haus ist mir nicht mehr bekannt, sie richtete sich nach der Größe des Hofes. Der Tag zur Ablieferung wurde in den Häusern angesagt und der Unterricht ausgesetzt. Auf dem Lehrpult thronte dann der Bauermeister, der Erheber und unparteiische Richter über die Güte des Korns. Mancher Bauer brachte ein gehäuftes Maß besten Roggens und Hafers, mancher Kötner versuchte wohl, geringere Ware loszuwerden, mancher Geizhals hatte sich zum Nachteil des Lehrers vermessen, wurde heimgeschickt und mußte nachholen.

Am Abend war die Hebung beendet. Dann wurde die Frucht eingeharkt und am anderen Tage nach Münden gefahren und verkauft. Zu Martini brachten die Kinder dem Herrn Lehrer eine Docke Flachs, ja, es wurden ihm auch Kaffee und Reis gespendet.

Zu Fastnacht mußte jedes Kind eine Mettwurst bringen. Die Würste fielen in ihrer Größe verschieden aus. Man konnte aus ihrer Größe auf den Wohlstand des Hofes und auf das Verhältnis seiner Bewohner zum Schulhause schließen.

Die Hebung der Ostereier fand am Gründonnerstage und zwar sonderbarerweise in der Kirche statt. Wenn der Gottesdienst beendet war, wurde die kleine Glocke geläutet und dann kamen die Kinder mit Körbchen herbei, um der Ablieferung zu genügen.

Vier Eier mußten pro Kopf geliefert werden. Der Herr Pastor bekam von seinen Konfirmanden am selben Tage eine Stiege pro Kopf.

Ergötzliche Entschuldigungen kamen da manchmal zu Tage. So ließ einmal die Mutter eines Konfirmanden dem Herrn Lehrer sagen, der Herr Schullehrer möge entschuldigen, daß die Hühner für ihn noch nicht gelegt hätten, erst käme der Herr Pastor dran.